



KulturRegion
Stuttgart

GESCHICHTEN UNTER DER HAUBE

1.6. – 27.10.2019

ALLES ÜBER DEN
POP-UP-SALON
+ TOURPLAN

LESEN SIE
GESCHICHTEN AUS
DER REGION

INTERVIEW MIT
DEM FRISEUR
HEINZ KLINGER

- 3 Editorial
- 4 **Einführung**
Die Autoren im Gespräch mit
Friseur Heinz Klinger
- 6 **Geschichten unter der Haube,**
gesammelt in der Region
- 22 **Tourplan**
Pop-up-Salon
- 41 **Erzählen Sie uns
Ihre Geschichte**
- 43 Impressum

Geschichten umgeben uns, wo wir gehen und stehen. Geschichten erzählen etwas über die Menschen einer Region – und über die Region selbst ...

Schon lange war uns klar: Bei unserem Projekt 2019 möchten wir die Bewohner der Region Stuttgart zu Wort kommen lassen.

Der ersten Idee folgten viele Fragen:

Wo finden wir die Menschen, die bereit sind, uns ihre Geschichte anzuvertrauen? Wer kann diese Geschichten sammeln? Und zu guter Letzt – wie können wir die Geschichten erlebbar machen?

Es folgten viele Überlegungen, wo sich Menschen heutzutage noch aus ihrem Leben erzählen. Über Wartezimmer und Küchen kamen wir auf den Friseursalon.

Beim Besuch eines Pop-Up-Stores kam plötzlich der Gedanke eines mobilen Salons, der durch die Region reist. Aber: statt Frisuren sollte es Geschichten geben. Damit war die Idee der »Geschichten unter der Haube« geboren. Erste Hauben zierten schon bald unser Büro.

Die Frage nach dem wer beschäftigte uns allerdings weiter.

Auch das konnten wir klären – mit einem echten Glücksgriff: unseren Autoren Jonas Bolle, Simon Kubat und Christian Müller. Viele Stunden reisten sie durch die Region, führten stundenlange Gespräche und schafften letzten Endes das, was manche anfangs bezweifelt haben: dass ihre Gesprächspartner sich geöffnet haben und ihnen ihre Geschichte anvertrauten. Geschichten, die Sie nun hören und lesen können.

Wir laden Sie ein auf eine Reise durch die Region, bei der Sie einige Bewohner besser kennenlernen können. Vielleicht ist ja auch Ihre Nachbarin, Ihr Bäcker, Friseur oder ein anderer Bekannter dabei.

Natürlich sind Sie auch eingeladen, vor Ort ins Gespräch zu kommen und uns Ihre persönliche Geschichte mitzuteilen.

Wir freuen uns darauf.

Im Namen des Teams der
KulturRegion Stuttgart, Ihre



Bettina Pau
Geschäftsführerin der
KulturRegion Stuttgart



Über die Kunst ins Gespräch zu kommen

Jonas Bolle, Simon Kubat und Christian Müller vom Citizen.KANE. Kollektiv waren im Stuttgarter Raum unterwegs. Sie haben mit 39 Menschen aus 24 Orten über 60 Stunden gesprochen. Und sie haben 89 Tassen Kaffee getrunken und 27 süße Stückle gegessen.



Wir haben mit vielen außergewöhnlichen Menschen gesprochen und ihre Geschichten eingesammelt. In diesem Pop-up-Friseursalon können die Geschichten unter den Trockenhauben nun gehört werden. Und die Zuhörer sollen auch ihre Geschichten erzählen und aufschreiben. So wird aus einem Friseursalon das rollende kulturelle Gedächtnis einer Region. Aber war ein Friseursalon schon immer ein besonderer Kommunikationsort?

Wir haben einen der erfolgreichsten Friseure Stuttgarts dazu befragt. Heinz Klinger muss es wissen. Seit 1973 arbeitet er im Stuttgarter Süden. In seinem Salon in einem ehemalige Autohaus erklärte er uns, dass es immer noch eine sachliche Ebene gibt, wenn man sich nicht über Kunst unterhalten kann.

Christian Müller: Herr Klinger, Kommunikation ist ein Teil des Friseurberufs – wie sprechen Sie mit Ihren Kunden?

Heinz Klinger: Für Beratungsgespräche gibt es keine Strategie, aber ein Gerüst, wie man vorgeht: erst mal Informationen suchen, dann verarbeiten und am Ende Vorschläge machen. Man muss herausfinden, wie die Kunden tatsächlich aussehen möchten. Die sagen Ihnen das oft gar nicht direkt.

Simon Kubat: Sehen Sie schon, wenn die Kunden hereinkommen, was sie oder er will?

HK: Ich weiß im Grunde sofort: Ist das ein kritischer Kunde, ist das ein schwieriger Kunde oder ist das ein sanguinischer Kunde, der über der Sache steht. Schwieriger ist die Abstimmung, man muss abprechen, was für ein gemeinsames Ziel man hat. Für die Beratung stehen wir nicht hinter den Kunden, sondern wir sitzen neben ihnen.

Jonas Bolle: Auf Augenhöhe sein, das leuchtet ein, aber was redet man während des Haarschneidens?

HK: Wenn ein Kunde überhaupt nicht mit mir sprechen will, dann nimmt sie oder er eine Zeitschrift und blättert darin. Dann halte ich die Klappe. Wenn sie oder er aber in den Spiegel guckt, beobachtet und fragt, warum schneiden Sie das so oder so, dann beginnt das Gespräch.

JB: Wie persönlich kann so ein Gespräch werden?

HK: Das ist freigestellt.

CM: Wie ist das bei Ihnen?

HK: Wenn der Kunde beginnt, dann geh ich mit. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie privat das manchmal wird. Ich bin jetzt 72 und wenn ich mal nicht mehr arbeite, dann würden mir die Gespräche am meisten fehlen. Manchmal bleibt es auch nicht beim Friseurbesuch, dann werde ich eingeladen.

SK: Warum passiert das genau in dieser Situation?

HK: Beim Friseur kann man abschalten, was sonst selten vorkommt im Tagesablauf. Und ich komme den Kunden nah, ich fasse sie an. Da werden die Leute auch etwas offener. Aber ansonsten ist es wie überall: Man kann sich manchmal riechen, manchmal nicht. Wenn es mit einem Kunden nicht so gut funktioniert, dann gehe ich auf die sachliche Ebene. Dann reden wir nur über die Frisur.

CM: Worüber spricht man?

HK: Das ist absolut vielfältig. Zu mir kommen auch Leute, die aus der Politik sind. Jeder weiß, dass ich aus der linken Ecke komme. Jetzt kommen die aus der rechten Ecke auch zu mir. Aber über Politik spricht man gar nicht. Viele wissen, dass ich kunstbegeistert bin. Ich habe immer Kunstausstellungen im Salon. Alle 8 Wochen neue Bilder, Fotografien oder Skulpturen. Das ist oft Hauptgesprächsthema.

JB: Der Raum spielt also eine große Rolle?

HK: Ja, ich betrachte meinen Salon als meinen persönlichen privaten Raum, in den ich meine Kunden einlade. Das ist ein Kommunikationsort. Früher hatten wir so einen Raum mit Friseurhauben an der Wand. Meine jungen Kunden haben sich gefragt: Was ist das denn für ein Gerät da oben? Und die älteren Kunden

saßen unter der Haube und haben angefangen, laut zu erzählen und zu singen. Die Propeller rauschen ja so laut und da dachten sie, sie sind total für sich. Die jungen Kunden haben das gar nicht begriffen. Das war spektakulär.

CM: Wie sieht es heute aus?

HK: Heute wird nicht weniger gesprochen, aber anders. Nicht mehr in ganzen Sätzen. Früher war es auch inhaltlich stärker und politischer. Ich finde es unglaublich wichtig, dass man viele Infos bekommt und sich mit verschiedenen Positionen auseinandersetzt. Wenn man nur in Schlagworten spricht, ist das schwierig. Mir hat ein befreundeter Wissenschaftler erklärt, dass heute keiner mehr länger als 7 oder 8 Minuten zuhören kann. Da läuft doch was falsch. Ich finde, wir müssen wieder zuhören lernen.





GESCHICHTEN UNTER DER HAUBE

Muss-Zustand

Es gibt einen schönen Spruch im Lateinischen: *ubi bene, ibi patria*. »Wo es mir gut geht, ist meine Heimat«, damit identifiziere ich mich. Ich kann mich hier entfalten, weil ich mich persönlich einbringen kann. Ich kann mitentscheiden, ist das nicht großartig?

Ich bin in Bosnien geboren, in Sarajevo, dort bin ich aufgewachsen. Und wir hatten nie vor, irgendwo anders hin zu ziehen – es ging uns gut.

Und dann ist 1992 der Bürgerkrieg in Bosnien ausgebrochen. Da war ich 9 und da war noch lange klar, dass wir bleiben. Die Hoffnung war da, dass sich das alles wieder einkriegt. Ein-Kriegt, komisches Wort.

Viele gingen – sind geflohen. Aber mein Vater hing eben sehr an seiner Heimatstadt und er hatte den Glauben, dass sich das bald beruhigen wird. Aber es hat sich nicht beruhigt, es wurde immer schlimmer.

Im Oktober, nach einem halben Jahr Krieg – da ist eine Granate in den Hof gefallen, wo wir saßen. Die hat mich verletzt, das war so gravierend, dass mein Arm amputiert werden musste.

Ich schwebte in Lebensgefahr – das wusste ich da natürlich so nicht, also als Kind weiß man ja nicht, was das bedeutet. Da war dann ein deutsches Ärzteteam im Krankenhaus, die haben meinem Vater gesagt, dass ich irgendwie aus Bosnien raus muss.

Im März 1993 sind wir dann raus aus Sarajevo, das war schwierig, weil die Stadt eingekesselt war. An diesem Abend kam mein Vater und sagte: »So, wir müssen jetzt los. Verabschiede dich von der Familie.« Das war für mich das Allerschlimmste: der Heimatverlust. Also es war auch schlimm, den Arm zu ver-

lieren, aber ich fand es noch viel schlimmer, mich dann von meiner Familie verabschieden zu müssen; von meiner Oma, meinen Cousins, meiner Tante. Die alle dort zurückzulassen, das war ein ganz trauriger Moment.

Ich hatte echt Angst. Wir mussten durch die Schusslinie, raus aus Sarajevo. Überall gab es Explosionen, das war wie Feuerwerk, nur in hässlich.

Aber irgendwann hatten wir es geschafft. Da war erstmal Stille, da war Frieden. In der Kleinstadt, in der wir dann waren, war noch kein Krieg. Von da aus ging es mit dem Taxi irgendwie weiter und von Slowenien aus dann mit dem Nachtzug nach Bonn.

Ich kam zu einer Pflegefamilie, bin aufs Gymnasium gegangen. Obwohl die Lehrer erstmal gesagt haben: Das geht nicht. Ich habe schnell Deutsch gelernt. Aber ich habe eine enorme Ungerechtigkeit empfunden. Irgendwann habe ich gemerkt: »Wenn man sich engagiert und einbringt, findet man Gehör.«

So bin ich in die Politik gekommen. Ich finde, das Spannende an der Politik ist, dass man viele Themen nicht langfristig planen kann, sondern die kommen einfach und dann musst du Position beziehen.

Ich bin der festen Überzeugung, dass kein Mensch gerne seine Heimat verlässt, sondern nur, wenn es sein muss. Wenn das damals mit meinem Arm nicht passiert wäre, wären wir ganz sicher in Bosnien geblieben. Die Frage ist immer: Wie wägt man ab zwischen Hoffnung und Angst, wann ist dieser Muss-Zustand da.

Ich habe in Deutschland relativ schnell meine neue Heimat gefunden.

Eine Schokoladenseite. Und auf der anderen Seite Kunst.

Mitte der 80er Jahre habe ich beschlossen, meine persönlichen Interessen, nämlich das Engagement für die Bildende Kunst, auch in die Firma Ritter einzubringen.



Ich bin Teil der Inhaber-Familie der Firma Ritter in dritter Generation.

Mitte der 80er Jahre habe ich beschlossen, meine persönlichen Interessen, nämlich das Engagement für die Bildende Kunst, auch in die Firma Ritter einzubringen.

Ich habe ein Sponsoring ins Leben gerufen. Außerdem haben wir die Büros mit Kunstwerken, die im Zusammenhang mit dem Quadrat stehen, ausgestattet. So begann ich also auch Kunst zu kaufen. Aus heutiger Sicht würde man sagen, eine Sammlung aufzubauen.

Mein Vater hatte auch schon Kunst gekauft. Das hat mir als Kind und Jugendliche schon sehr gefallen. Ich habe mir Museen in Paris angeschaut, habe mir Kunstkataloge schenken lassen. Ich hätte auch gerne Kunstgeschichte studiert, aber für meine Eltern war das etwas, das man eigentlich nicht wirklich ernst nehmen kann.

»Das war etwas für höhere Töchter. Das ist nix Bodenständiges.«

»Du brauchst schon eher was G'scheits, was Schaffiges.«

Aber irgendwann kam das Interesse für die Kunst durch die Hintertüre eben wieder herein.

Naja, und Sammeln ist eine gewisse Sucht.

Irgendwann hatte ich glücklicherweise die Möglichkeit, die Sammlung zu zeigen und Teile auszustellen.

Aber ich hatte auch das Bedürfnis, dass wir ein eigenes Zuhause für die Sammlung haben.

»Ideal wäre es doch, ein Museum neben der Fabrik zu bauen.«

Und glücklicherweise hatten wir auch dafür die Möglichkeit.

So ist dieses Museum entstanden.

Nun haben wir: eine Schokoladenseite. Und auf der anderen Seite Kunst.

Das Schweigen brechen

Die Domnicks waren ein Ärztehepaar mit einer Praxis für Neurologie und Psychiatrie. Ihre Idee, Frieden über Kultur zu schaffen, setzen sie in einem Film um.

Die Domnicks waren ein Ärztehepaar. Sie hatten eine Praxis für Neurologie und Psychiatrie – wobei das Interessante ist, dass auch Frau Domnick Fachärztin ist. Das war zu dieser Zeit etwas Besonderes. Sie ist 1909 geboren, er 1907.

Der junge Herr Domnick interessierte sich sehr für Kunst, doch er wuchs in einem sehr konservativen Elternhaus auf, da war das tabu. Er studiert dann Medizin in Paris und Berlin und bekommt dort endlich die Möglichkeit, die Museen zu besichtigen. Über diese Zeit schreibt er später: »Da bin ich ein anderer geworden. Glücklicher. Offener.« Also die Kunst macht was mit ihm.

Seine Frau kommt aus einer modernen Familie; ihr Vater lässt sie studieren und zur Fachärztin ausbilden. Während der Facharzt-Ausbildung lernen sich die beiden kennen. Sie heiraten 1938. 1939 muss er dann in den Krieg. Während er als Arzt im Lazarett in Russland arbeitet, führt sie in Stuttgart die Praxis weiter. Als 1944 die Bomben fallen und das Haus zerstören, findet sie einen neuen

Ort für die Praxis. Als Herr Domnick 1945 merkt, dass der Krieg vorbei ist, flieht er mit einem Fahrrad. Er fährt nachts, tagsüber versteckt er sich, hat Angst von der SS erwischt und als Deserteur erschossen zu werden. Zurück zu Hause findet er die ausgebombte Stadt und an der Stelle, an der die Praxis war, ein Schild mit der neuen Adresse. Dort trifft er seine Frau wieder.

In den folgenden Jahren entwickelt sich um die Domnicks und ihre Wohnung eine Community aus Künstler*innen, Kurator*innen und Sammler*innen. Sie organisieren Ausstellungen, Gespräche und treiben so die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Krieg voran. Damit verfolgen sie eine unglaubliche Friedensmission: die Idee, dass man Frieden über Kultur schaffen kann. Die abstrakte Malerei setzt sich immer weiter durch; sie war die Antwort auf den Zivilisationsbruch durch den Zweiten

Weltkrieg und provozierte die Gesellschaft, die sich nach Ruhe und Struktur sehnte und sich nicht mit dem Geschehen auseinandersetzen wollte.

Die Domnicks treiben diese Auseinandersetzung voran und beginnen, Filme zu drehen. In ihrem Film »Jonas« geht es um einen jungen Mann, der in der Hölle des Kriegs war und ausgespült wird in eine Gesellschaft, die er nicht erträgt. Der schwer traumatisierte Mann kann mit seiner Angst und Schuld nicht am Leben teilnehmen und muss immer wieder fliehen. In dem Film inszenieren die Domnicks die inneren Stimmen des traumatisierten Jonas. Als Psychotherapeuten kennen sie die individuellen Probleme der Menschen nach dem Krieg. Mit dem Film brechen sie das Schweigen einer Gesellschaft. 1957 bekommen sie dafür den Bambi.

Heute ist die Villa der Domnicks immer noch ein Ort, an dem vermittelt wird, was es bedeutet, als Mensch in einem faschistischen Regime zu leben. Ein Ort, an dem durch die Werke und Biographien der Künstler*innen vermittelt wird, was es bedeutet, wenn es keine Demokratie mehr gibt. Das kann man in den Bildern sehen. Und deswegen haben die Domnicks sie gesammelt.



Ich bin Tanzlehrer. Die Tanzschule Knoll gibt es schon seit 1865. Mein Urgroßvater hat sie gegründet.

Ich war das jüngste Kind meiner Eltern. Mein Vater hat immer gesagt, das ist der Heilige Geist gewesen. Meine Mutter war über 40 als sie mit mir schwanger war. In den 50er Jahren war das noch ein anderes Thema: »Dass die sich das trauen« haben die Nachbarn gesagt. 1963 ist mein Vater plötzlich gestorben. Das war schlimm! Meine Geschwister waren zu diesem Zeitpunkt schon ihre eigenen Wege gegangen – da war bloß noch ich übrig. Ich hab mich dem Schicksal ergeben und 1965 die Tanzschule übernommen. Ich dachte eigentlich nicht, dass ich der große Tanzlehrer werde, aber ich hatte auch keine eigenen Pläne.

Mein Vater ist noch vor dem Zweiten Weltkrieg mit seinem Klavierspieler auf dem Tandem von Dorf zu Dorf gefahren. Der Klavierspieler war blind und sein Spitzname war Schnaggel. Die beiden waren ein gutes Team. »Auf, Schnaggel, Walzer!« Aber Schnaggel hat nicht gespielt. »Warum spielst nicht?« »Ich kann heute nicht spielen, ich hab meine Noten vergessen.«

Früher war das so: Auf der einen Seite saßen alle Mädchen, auf der anderen alle Jungs. »Bitte auffordern!«, hieß es dann. Dann sind die Jungs auf die Mädchen losgestürzt und fünf Jungs standen um ein Mädchen. Links und rechts saßen weitere Mädchen, für die sich niemand interessierte. Da war Enttäuschung.

Einmal waren es wieder zu viele Mädchen und da hieß es: »Berti, du musst kommen, wir haben zu wenig Buben, jetzt machst du da mal mit.« Meine Mutter hat mir noch ein anderes Hemd gegeben und los ging's. Damals ist man mit Anzug und Krawatte zur Tanzstunde gegangen. Da saß eine Dame und die hat mir gleich gefallen. Beim Auffordern bin ich sofort zu ihr gegangen. Das hat dann auch direkt sehr gut funktioniert mit dem Tanzen. So habe ich meine Frau kennengelernt. Geheiratet haben wir 1968, ein Jahr später wurde unsere Tochter geboren.

»Sobald Sie Musik hören, macht es doch was mit Ihnen, oder?« Wenn sich meine Kunden mit Freude zur Musik bewegen, dann ist mein Ziel erreicht. Heute kommen keine Jugendlichen mehr zu mir. Das hat sich alles mehr in Richtung Tanzsport entwickelt. Da geht es um Leistung, nicht um Freude. Es gibt noch ein paar ältere Paare sonntags, aber die schwinden mit der Zeit auch auf natürliche Weise. Die Leute können sich irgendwann nicht mehr bewegen: Kniegelenke, Hüftgelenke, Herzinfarkte.

Meine Tochter hat auch eine Tanzlehrausbildung gemacht und übernimmt vielleicht die Schule. Aber ich denke noch nicht ans Aufhören. Mir macht Tanzen Spaß und gesundheitlich bin ich noch auf der Höhe. Einen Lieblingstanz hab ich nicht, ich tanze alles gerne.

Damals war das die beste Disko im Ort, jetzt ist es mit der alten Technik wie ein Museum.

Sonntags war hier immer Tanzparty. Da haben sich über Jahrzehnte Hunderte von Jugendlichen kennengelernt, manche haben geheiratet.



Beweglich bleiben

Was ich früher mit »Es muss sein!« gemacht habe, mache ich heute, indem ich auf meinen Körper horche, und auf einmal geht es. Es ist auch ganz schön, nicht mehr üben zu müssen.

Ich habe sehr spät angefangen, Geige zu spielen. In meiner Familie gab es großen Widerstand dagegen. Vor allem von meiner Oma, die gesagt hat: »Mädchen spielen nicht Geige, das spielen nur die Zigeuner.«

In der Schule hatte ich dann Flötenunterricht, und der Lehrer spielte auch Geige. Der hat meine Eltern dann bearbeitet und überzeugt. Er kam dann zu uns nach Hause und hat mich unterrichtet. Leider konnte dieser Lehrer mir keine gute Technik beibringen, das war auch der Grund, warum ich später eine Sehenscheidenentzündung bekommen habe.

Da habe ich gelernt: Wenn etwas falsch angelegt ist, und wenn man das wie ich dann gewaltsam um-ändern will, kann das nicht gut gehen.

Ich habe gelernt zu erkennen, wenn etwas falsch ist, und ich glaube, deswegen bin ich eine gute Geigenlehrerin geworden. Bei meinen Schülern habe ich immer darauf geachtet, dass sie es von Anfang an richtig machen. Und durch meine Erfahrungen, glaube ich, konnte ich das ganz genau erklären.



Eine meiner letzten Schülerinnen wollte selber Musik studieren. Wie ich, auch ein bisschen gegen den Widerstand ihrer Eltern. Alle haben ihr davon abgeraten, weil sie so ein tolles Abitur geschrieben hatte. Dann kam sie zu mir und fragte mich, was sie denn jetzt machen sollte. Und ich hab ihr dann geraten: »Wenn du das wirklich möchtest, dann probier's doch einfach. Bewirb dich an verschiedenen Schulen und geh zu den Professorinnen.« Denn ich finde, dass das ein persönlicher Kontakt sein muss. Das war mir selbst auch immer wichtig. Sie hat dann Musik studiert und ist mittlerweile sehr erfolgreich. Zu ihr hatte ich noch lange Kontakt.

Letztes Jahr hatte ich einen Unfall und war dadurch gezwungen, mit dem Unterrichten aufzuhören. Bei einem Sturz habe ich mir die Schulter ausgekugelt und die Sehne verletzt, so, dass man das nicht operieren konnte. Und da habe ich mich entschlossen, einen radikalen Schnitt zu machen und mit der Geige ganz aufzuhören. Das hat mich auch erleichtert. Jetzt genieße ich es sehr, Musik zu hören anstatt zu spielen. Und irgendwie ist es auch ganz schön, nicht mehr üben zu müssen.

Dadurch, dass ich mich mit meinen Grenzen auseinandergesetzt habe, bin ich beweglicher geworden. Ich bin jetzt viel beweglicher als früher. Was ich früher mit Gewalt und »Es muss sein!« gemacht habe, mache ich heute, indem ich auf meinen Körper horche, und auf einmal geht das.

Diagnose: »Süddeutschland wäre optimal«

Wir haben immer noch Kontakt. Das ist immer nett, auch die können sich alle noch erinnern, wie das war, als ich nach Deutschland gekommen bin.

Meine Ankunft in Deutschland war so eindrucksvoll für mich, dass ich mich immer noch daran erinnere – obwohl das schon so lange her ist.

Meine Eltern und ich kamen 1966 nach Deutschland, in einer Zeit, in der viele Gastarbeiter hierher gekommen sind. Aber nur einzelne Personen – keine Familien. Meine Eltern waren keine typischen Gastarbeiter, mein Vater hat in Spanien bei der Eisenbahn gearbeitet, er hatte eine sichere Arbeitsstelle.

Uns ging es sehr gut in Spanien! Ich kann mich noch erinnern, wie mein Vater mich jeden Mittag auf die Stange von seinem Fahrrad gesetzt hat. Wir sind zum Meer gefahren, um eine Viertelstunde zu schwimmen, und dann wieder zurück zum Mittagessen.

Aber mir ging es gesundheitlich nicht gut. Wir kamen aus Nordspanien, da ist das Klima feucht und nass und ich hatte Probleme mit meinen Bronchien. Und der Arzt, der mich behandelt hat, hat zu meinen Eltern gesagt, ich müsse in ein anderes Klima. Der Arzt hat gesagt, Süddeutschland wäre optimal. Meine Mutter war immer sehr abenteuerlustig, die hat gesagt: »Kommt, dann gehen wir da hin«. Das war sehr abenteuerlich, wie wir angekommen sind an dem Bahnhof, es gab ja auch keine Übersetzer usw. Man hat was zu Essen bekommen, das war fremd für uns und nicht gerade schmackhaft. Aber da gewöhnt man sich dran, heute koche ich selber spanisch und schwäbisch.

Als wir dann in Stuttgart ankamen, haben wir sehr hilfsbereite und freundliche Menschen getroffen, die haben uns dann in den Zug nach Kirchheim gesetzt.

In der Schule waren auch alle sehr freundlich zu mir. Alle haben sich sehr bemüht. Für die anderen Schüler war ich eine Art Paradiesvogel. Zu dieser Zeit war ich, glaube ich, das einzige ausländische Kind in Kirchheim. Das war wirklich toll. Ich hätte mir natürlich gewünscht, dass jemand Spanisch gesprochen hätte. Alle anderen Gastarbeiter haben ihre Kinder ja in der Heimat gelassen. Und meine Eltern waren ja wegen mir gegangen. Für meine Eltern war das hart, ich fand das alles eher abenteuerlich. Dadurch, dass ich so ins kalte Wasser geschmissen wurde, habe ich die Sprache unheimlich schnell gelernt. Jeder wollte mit mir sprechen und versuchen, sich mit mir zu verständigen, jeder wollte helfen. An eine Sache erinnere ich mich noch, das werde ich nie vergessen: Damals gab es in der Schule so eine Art Kaba oder Milch und die anderen Schülerinnen haben mir das sofort erklärt und jeder wollte darauf verzichten, damit ich das probieren kann. Denn man musste das eine Woche im Voraus bestellen. Oder in der Pause, da kam immer ein Bäcker und alle waren ganz heiß darauf mir zu zeigen, wie das geht und was ich essen soll, das werde ich nie vergessen. Alle waren ganz scharf auf Laugenbrötchen mit Schaumkuss drin, ich fand das nicht so lecker.

Heute treffe ich meine Klassenkameradinnen immer noch.

Elef (31), Luca (31) und Gamze (15)

Elef: Ich lebe gern in Fellbach. Du hast hier alles um dich rum, was du brauchst: öffentliche Verkehrsmittel, du brauchst eigentlich kein Auto, du hast Supermärkte, Tankstellen, McDonald's.

Luca: Ich komm gern samstags auf den Wochenmarkt. Fellbach ist meine Heimat. Ich bin hier aufgewachsen, ich bin hier groß geworden. Ich würde mich hier noch betrunken zurechtfinden.

Elef: Selbst wenn ich umziehen müsste, würde ich hier im Umkreis bleiben. Ich ziehe hier nicht weg.

Luca: Man grüßt sich auf der Straße und redet. Das ist irgendwie ganz angenehm.

Gamze: Ich stimme euch voll zu. Aber ich muss nicht hierbleiben. Ich will woanders studieren.

Elef: Ich wäre gerne jetzt jung. Weil die Jugendlichen heute schon wissen, was sie wollen. Das hab ich früher nicht gewusst. Die Jugendlichen heute lernen auch richtig was. Hätte ich früher mehr aufgepasst, würde ich heute vielleicht mehr Geld verdienen. Ich habe nur gemacht, was mir Spaß gemacht hat. Ich habe tausende Euro an einem Abend fürs Partymachen ausgegeben. Das war auch toll. Aber irgendwann hast du die Schnauze voll. Irgendwann überlegst du dir: Du hast keine Frau, keine Kinder, du hast keine Wohnung, kein tolles Auto. Irgendwann habe ich mit meinem alten Leben abgeschlossen.

Luca: Ich wäre heute nicht gern Jugendlicher. Ich finde, dass Jugendliche heutzutage einfach nicht die Möglichkeit haben, sich mit sich selbst zu befassen. Sie bekommen von allen Seiten Druck: Schule, Eltern, Freundeskreis. Ich arbeite mit Jugendlichen und wenn ich die Azubis sehe, wie sie in der Pause nebeneinander sitzen, kein Wort miteinander sprechen, aber jeder auf sein Handy starrt, dann glaube ich: Die kennen ihre Freunde nicht und sich selbst auch nicht.

Gamze: Ich wäre nicht gern vor 20 Jahren jung gewesen, nicht als Mädchen. Als Mädchen würde ich überhaupt nicht in die Vergangenheit zurückreisen. Hallo, jetzt hab ich viel mehr Freiheiten. Und ich will auch keine eigenen Kinder haben. Höchstens welche adoptieren.

Ich wäre heute nicht gern Jugendlicher

1975 bin ich mit meinem damaligen Mann aus Jugoslawien nach Deutschland gekommen. Ich habe kein Wort Deutsch gesprochen und trotzdem einen Job bei der Firma Motometer bekommen. Ein Zulieferbetrieb für die Autoindustrie, der Mess- und Anzeigeeinstrumente herstellt. Irgendwann bin ich Betriebsrätin geworden. Mich hat jemand überredet, dass ich mich zur Wahl aufstellen lasse.

Motometer ist 1991 eine 100%ige Tochter von Bosch geworden und verkündete am 25. November 1995, dass unsere Fertigung nach Reutlingen verlegt werden soll und die Entwicklung nach Schwieberdingen.

Niemand sollte entlassen werden. Aber alle Mitarbeiter sollten nach Reutlingen pendeln. Frauen mit Männern in Schichtarbeit, Alleinerziehende, Frauen mit Migrationshintergrund ohne Führerschein – das war überhaupt nicht möglich.

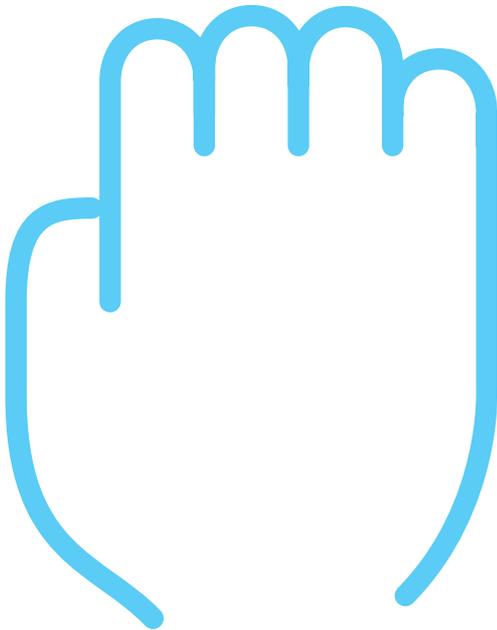
Wir haben sofort die Presse informiert und ab diesem Zeitpunkt haben wir nicht aufgehört mit Kundengebungen, Informationsveranstaltungen und Protestaktionen. Dabei wurden wir von der IG Metall unterstützt und auch vom Oberbürgermeister von Leonberg, Bäcker, Metzger, Friseure, Tante-Emma-Läden – alle haben uns unterstützt.

Gemeinsam mit der IG Metall hatten wir eine Strategie ausgearbeitet. Wir haben nicht nur protestiert, sondern auch verhandelt. Insgesamt haben wir drei Sozialpläne und Interessensausgleiche mit Bosch vereinbart. Wir haben über alles verhandelt, nur nicht über Entlassungen.

Beim ersten Gespräch mit der Geschäftsleitung von Bosch habe ich so einen Hustenanfall bekommen, dass ich fast keine Luft mehr bekommen habe. Der Arbeitsdirektor sagte daraufhin: »Bringen sie die Frau zu einer Krankenschwester, die stirbt hier!« Ich habe geantwortet: »Nein, ich sterbe nicht, ich bin noch nicht fertig mit Bosch.« So haben sie mich kennengelernt.

Ich sehe noch die Gesichter vor mir bei den Betriebsversammlungen, voller Vertrauen darauf, dass ich es kann. »Eine kleine Ausländerin kommt daher und kämpft gegen den mächtigen Bosch.« Der Zusammenhalt war bombastisch, das hat mir Flügel gegeben, sonst hätte ich das nie bewältigt. Diese Jahre haben aus mir einen ganz anderen Menschen gemacht.

Bis 1998 haben wir gekämpft. Dann war klar, der Standort bleibt. Wir haben uns auf einen Strukturwandel geeinigt. Leonberg ist Entwicklungsstandort geworden.



»Ich hab nie was versprochen, weil ich nicht wusste, ob ich es halten kann. Aber ich hatte auch nichts zu verlieren.«

Früher hieß ich anders. Früher war ich Frau Glavaš. Unter diesem Namen kennt man mich in Leonberg. Ich habe als Betriebsrätin dafür gekämpft, dass der Bosch-Standort hier in unserer Stadt erhalten bleibt. Und ich habe gewonnen.

Die eigene Handschrift

In meinen Kursen höre ich immer wieder: »Es beruhigt mich so sehr.« »Es entspannt mich.« Klar, am Anfang ist es anstrengend, aber dann entspannt es die Leute. Man könnte es wahrscheinlich sogar als Therapie verkaufen. Es gibt Struktur. Das ist schon etwas besonderes.

Ich bin Malerin und Kalligraphin.

Ich hatte in Rumänien viel für deutschsprachige Verlage gearbeitet und viele Bücher illustriert.

Jetzt bin ich in Winnenden.

Ich hätte mir die Stadt wahrscheinlich nicht ausgesucht, aber ich wohne seit über 40 Jahren hier.

Vorurteile sind Erfahrungen, die wir noch nicht gemacht haben.

Ich bin hierher gekommen und hatte auch vor, weiter für Verlage zu arbeiten und zu illustrieren.

Aber hier habe ich eiskalten Kapitalismus kennengelernt.

Ich komme mit meinen Büchern zu einem Verlag in Stuttgart. Der Art Director schaut sie sich an und sagt: »Ja, wir wissen, wie im Osten gearbeitet wird. Lassen Sie sie hier, wir melden uns.« – »Nee, ich lasse sie nicht hier. Nee.«

Es war so eine schnöde, eiskalte, überhebliche Art. Das konnte ich nicht ertragen.

Ich war gewöhnt, dass der Verlag mich anruft und fragt: »Haben Sie vielleicht Zeit? Wir hätten gerne wieder eine Illustration von Ihnen.«

Und hier gehe ich sogar zum Verlag hin und zeige meine Arbeiten und dann sind sie so respektlos. Naja, aber ich hatte noch mehr in petto. Also habe ich mich auf freie Malerei und Graphik konzentriert und habe viele Ausstellungen gemacht. Also im Schnitt ca. 2–3 Ausstellungen im Jahr mit meinen Arbeiten. Im ganzen Bundesgebiet und im Ausland. Das ging gut.

Gar nicht mal so viel in Galerien, es waren meistens öffentliche Gebäude: Rathäuser, Banken, Landratsämter.

Das ging wunderbar.

Ich habe nicht so amerikanische Action-Painting-Sachen gemacht, sondern eher Figuren. Man konnte etwas erkennen. Da habe ich zeitweise ganz gut verkauft.

Ich gebe Kalligraphie-Kurse an der Volkshochschule.

Das lief so: Ich habe einen Englisch-Kurs belegt und der Leiter hat gesehen, was ich so studiert hatte und meinte:

»Wollen Sie nicht hier Kurse geben?« – »Ja, aber nicht mit Jugendlichen und nicht mit Kindern.« Das war meine Bedingung und seither gebe ich diese Kurse.

Man sieht heute, wie die geschriebene Schrift verloren geht. In den Schulen und überall.

»Irgendwann müssen die sowieso nur noch tippen«, sagen die Lehrer.

Aber die Kalligraphie-Kurse haben Zulauf.

Und es gibt einen großen Diskurs darüber, was dahinter steckt, die Handschrift zu pflegen oder zu vernachlässigen.

Ich glaube, es wäre sehr wertvoll, wenn Lehrer, Schüler und überhaupt die Gesellschaft sich wieder mehr mit ihrer Handschrift befassen.

»Aber auch das hat man überlebt

Als kleiner Junge war ich bei den Pfadfindern. Das gibt es jetzt auch wieder vermehrt. Ich war bei den Wölfingen. Dort gab es immer wieder Zeltlager. Und da mussten wir es erstmal hinbekommen, Linsen mit Spätzle überm offenen Feuer zu kochen, ohne sie anbrennen zu lassen. Da musste man ständig umrühren, damit das gut geht.

Zwischenzeitlich ist das mit den Pfadfindern ein bisschen eingeschlafen.

Dann habe ich mich in verschiedenen kirchlichen Jugendgruppen engagiert. Mit 16 habe ich mit zwei Kumpels auch schon ein Zeltlager mit 27 Kindern geleitet. Das wäre heute so auch nicht mehr möglich.

Später bin ich mit einer Gruppe älterer Jugendlicher von hier bis an den Bodensee gewandert. Jeder hatte sein Zelt auf dem Rücken. Einmal hat es gewittert, aber das hat man auch überlebt. Gut, zwei hatten ihr Zelt ein bisschen blöd aufgestellt, da stand dann eben das Wasser drin. Aber auch das hat man überlebt.

Zunächst hatten wir gar keinen Zeltplatz am Bodensee. Aber der Bürgermeister hat uns eine super Stelle gezeigt. Inzwischen ist das die beliebteste Stelle zum Zelten dort.

Ich hatte meiner Gruppe groß versprochen, dass wir am Bodensee ein bisschen feiern werden. Also auf eine Party gehen oder in die Disco. Da war aber nichts los. Ein Wirt hat uns aber angeboten, dass wir selber etwas machen können. Also, dass wir etwas Eigenes veranstalten können. Wir hatten zwei Tage Zeit. Das klang nach einer guten Herausforderung.

Wir haben also alles organisiert, das konnten wir ja ganz gut. Im Schwimmbad haben wir es ausrufen lassen und Werbung gemacht und dann war es genagelt voll am Ende. Also ein Riesenerfolg und eine super Veranstaltung. Wir haben bedient, es gab einen DJ und Getränke und alles, was dazugehört. Und uns hat es natürlich noch mehr Spaß gemacht, weil wir es selbst auf die Beine gestellt hatten. Der Wirt wollte, dass wir das öfter machen, aber für uns war das natürlich bloß ein Gag.

Jetzt ist meine Enkelin bei den Pfadfindern. Das finde ich gut. Das ist eine wichtige Sache. Das ist irgendwie auch ein Teil der Erziehung. Direkten Einfluß hat man eben nur zu einem gewissen Teil, aber wenn man darauf achtet, wo die Freunde sind und wo man sie hinbringt, da kann man schon auch viel mitgeben.

Ich glaube, da können solche Vereine oder Pfadfinder eine wichtige Rolle spielen. Ob als Mitglied oder eben als Leiter, wenn man dann selbst Verantwortung übernehmen kann. Das hat mir auch viel gebracht, glaube ich.

Linsen mit Spätzle überm offenen Feuer

Meine Mutter war bereits 44, als ich zur Welt kam. Der Arzt meinte eigentlich schon, das könnte nicht mehr gehen und dann war ich auch noch ein Stammhalter. Das war natürlich eine große Feier, als ich geboren wurde. Nachts hat die Stadtkapelle zu meinen Ehren gespielt.

Vom Gast zur Gaststätte

Ich kam 1964 nach Deutschland, da war ich 14. Nach Kirchheim kam ich erst 1971. Eigentlich kam ich nach Deutschland, weil ich Deutsch lernen wollte. Nicht wegen der Arbeit.



Ich komme aus der Provinz Bozen. Da war die deutsche Sprache sehr wichtig für uns. Denn wenn man dort eine staatliche Stelle wollte, dann musste man Deutsch sprechen. Selbst wenn man dort Straßen kehren wollte. Das ist heute noch so.

Ein Bekannter hatte mir erzählt, dass in einem Hotel in Worms Personal gesucht wird. Da habe ich mich beworben und die Stelle bekommen. Theoretisch wollte ich dort nur eine Saison machen, aber ich habe gutes Geld verdient, viel Trinkgeld bekommen, also habe ich gleich Karriere gemacht.

Ich hatte immer ein Buch, damit habe ich die Sprache gelernt. Alleine, für mich. Die Grammatik, die Vokabeln. Und alle Leute haben sich gewundert: »Wie kann der so schnell die Sprache lernen?« Ich hab das immer in meiner Freizeit gemacht.

Ein Bekannter von mir hatte dann ein Restaurant in Kirchheim und fragte mich und meinen Bruder, ob wir nicht eine Saison bei ihm machen wollen. Dort habe ich dann mitbekommen, dass die Gaststätte »Zum Fass« zu verpachten war. Und dann habe ich mich beworben. Sie müssen sich das vorstellen, da waren 35 Interessenten. Für eine Gaststätte! Das wäre heute undenkbar. Man musste sich bei der Brauerei vorstellen, wir kamen als letzte dran. Aber wir hatten gute Papiere, gute Zeugnisse von den Restaurants, in denen wir vorher gearbeitet hatten. Und unsere Eltern hatten versprochen, dass sie kommen, um uns zu helfen, bis es läuft. Das sollten 5 Jahre werden. Inzwischen sind es bald 50.

Künstler-Villa auf dem Tannenberg

Mein Ziel ist es, den Maler Fritz Steisslinger, seine Werke und auch dieses Haus ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken. Ich möchte das Haus öffnen, es soll ein Museum werden. Und zwar so authentisch, wie es jetzt ist.

Durch den Zweiten Weltkrieg ist meine Familie nach Brasilien gekommen. Geboren bin ich in Österreich. In Rio habe ich zufällig meinen Mann kennengelernt. Das war 1953. Ich laufe an einem Samstagnachmittag zum Strand. Da lag ein Herr und hat eine medizinische Zeitschrift gelesen. Ich hab Pater Gracians »Handorakel« herausgeholt und auch angefangen zu lesen. Ich war 20 und hatte einen sehr langen Zopf. »Entschuldigen Sie bitte, Sie sprechen doch Deutsch.« So kamen wir ins Gespräch. Seine Familie hat wie meine Familie in Teresópolis gewohnt.

Es hat dann lang gedauert, bis wir zusammen zurück gefahren sind. Wir hatten eine fröhliche Fahrt. Er hat gefragt: »Können Sie Klavier spielen? Dann kommen Sie doch heute Abend vorbei.« Aber mein Vater hat es mir verboten. Am Montag darauf kam Herr Doktor Steisslinger mit einem Veilchenstrauß und hat gefragt, ob wir uns treffen können. Da hab ich meinen Vater nicht mehr gefragt. Ich wollte wissen: Was steckt hinter diesem Mann? Und es steckte sehr viel dahinter.

Er war der einzige Sohn des Malers Fritz Steisslinger, der den Zweiten Weltkrieg überlebt hatte.



Eberhard hat mich lange seinem Vater nicht vorgestellt. Ich hatte ja nichts hinter mir: kein Vermögen, keine Bildung. Er war sich nicht sicher, ob ich akzeptiert werden würde. Irgendwann sollte ich ihn dann doch treffen. Alleine. Sein Vater hat mich zu Beginn kritisch von oben nach unten gemustert. Mit der Zeit wurde er immer interessierter und sagte: »Soll ich jetzt Du zu Ihnen oder Sie zu Dir sagen?« Da war das Eis angeknackst. »Warum habt ihr eigentlich noch nicht geheiratet?«, hat er irgendwann gefragt. Und das haben wir dann kurz darauf getan. Unseren ersten Sohn haben wir noch in Brasilien bekommen, aber so wurde ich zur Böblingerin.

Fritz Steisslinger hat viel gemalt. Die Bilder, die in Deutschland entstanden sind, sind expressiv und enthalten schon Elemente der Neuen Sachlichkeit. Dagegen explodieren die Bilder aus Brasilien vor Farbigkeit. Fulminant und immer realistisch. Aber er hat nie ausgestellt. Deshalb kannte und kennt man seinen Namen nicht.

1961 sind wir von Brasilien nach Böblingen gezogen. Das war ein Kulturschock. Die Herzlichkeit und Lockerheit Brasiliens, die gab es in Böblingen nicht. Aber ich habe mich auch in Böblingen gut zurechtgefunden. Wir sind vier Jahre nach dem Tod von Fritz Steisslinger hier in sein Haus auf den Tannenberg gezogen. Der Maler hatte das Haus selbst entworfen. Niemand hatte ein solches Haus, nicht mal Otto Dix. Es ist noch völlig authentisch erhalten. Die Architektur, die Inneneinrichtung, der Garten – alles von ihm gezeichnet.

Die Geschichte vom schlechten Mehl

Ich bin kein Müller geworden und trotzdem ist das meine Lieblingsgeschichte, weil ich für meine eigene Selbständigkeit daraus einiges über den Umgang mit Problemkunden gelernt habe. Wahrnehmung kann man manipulieren.

Ich bin in der Lahrensmühle geboren. Die Mühle wurde 1350 erstmalig erwähnt. Das Gebäude stammt von 1576. Bis in die 1960er Jahre war die Mühle, trotz der Mühlenstilllegungsgesetze der 50er Jahre, noch in Betrieb. Ich habe in meinen jungen Jahren auch noch mitgeholfen. Eine Mühle ist ein Familienbetrieb.

In unseren Familienbesitz ist die Mühle 1908 gelangt. Mein Großvater Emil Lautenschlager hat sie ersteigert. In den frühen 50er Jahren war mein Vater Müllergeselle bei meinem Großvater Emil.

Einmal stehen Vater und Großvater in der kühlen Jahreszeit vor der Mühle und sehen, wie ein als streitsüchtig bekannter Kunde wutentbrannt auf die Mühle zuläuft. Sein Ärger scheint berechtigt: Der Hefeteig sei nicht aufgegangen und das kann logischerweise nur am Mehl liegen – so der Kunde. Das restliche Mehl, in einem Mehlsack verpackt, wirft er dem Großvater vor die Füße und fordert umgehend neues, besseres Mehl.

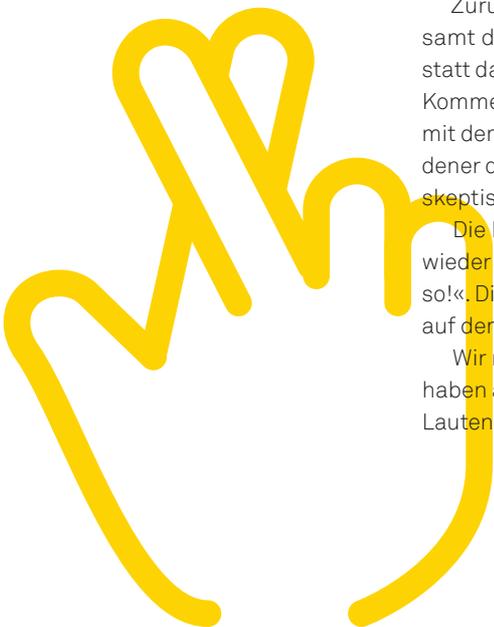
Der Großvater zeigt sich verständig und verspricht neues Mehl. Was der Großvater weiß: Das Brot wurde wahrscheinlich von der Frau im Haus vorbereitet und in Brotkörbchen gepackt. Dabei bringt die Hefe den Teig über Nacht in der Wärme der Küche zum Aufgehen. Tags darauf werden die Brotkörbchen mit dem schön aufgegangenen Brot auf den kleinen Leiterwagen gepackt und zum Backhaus gefahren, wo sie – speziell in der kalten Jahreszeit – sofort in den Ofen gesteckt werden müssen.

Dieser Produktionsprozess kann aber nachhaltig gestört werden, wenn die Frau auf dem Weg zum Backhaus Bekannte trifft. Beim Ratschen vergeht dann viel Zeit und der schön aufgegangene Brotteig »hockt dann zusammen«. Ergebnis bekannt. Sehr verständlich, dass man das nicht dem jähzornigen Ehemann erzählt.

Zurück zum Großvater: Der bedeutet meinem Vater mitzukommen. Beide steigen samt dem Mehlsack in den Aufzug der Mühle und fahren ins Obergeschoss. Doch statt das Mehl umzufüllen wartet Großvater einfach drei Minuten ab. Der gebrumnte Kommentar »Bass auf ez' lernsch was« muss dem Vater genügen. Die Beiden fahren mit dem völlig unveränderten Mehlsack nach unten und überreichen dem nun zufriedener dreinschauenden Kunden sein vermeintlich ausgetauschtes Mehl. Der Vater ist skeptisch, der Großvater schmunzelt.

Die Rückmeldung kommt Wochen später, als der nun letztlich zufriedene Kunde wieder in die Mühle kommt. »Diesmal war's ein besseres Mehl – warum nicht gleich so!«. Die Frau wird beim nächsten Mal direkt ins Backhaus gegangen sein, ohne sich auf dem Weg zu verquatschen.

Wir nutzen die Mühle nun nur noch als Wohnraum und als Veranstaltungsort. Wir haben alles denkmalgerecht renoviert. Die nachfolgenden Generationen der Familie Lautenschlager werden auch in die Mühle einziehen. So setzen wir eine Tradition fort.



Ich habe so viel zu erzählen.

Ja. Ich hatte ein bewegtes Leben bisher.

Ich bin in der Türkei geboren. Ich komme aus Trabzon am Schwarzen Meer.

Mein Vater hat auf einem Schiff gearbeitet und meine Mutter in einer Fischerei.

Als ich 14 war, 1972, sind wir nach Deutschland gekommen.

Das war das erste Mal, dass ich Zug gefahren bin.

München war die erste große Stadt nach Istanbul, die ich gesehen habe.

Zunächst sind wir nach Bremerhaven gegangen.

Mein Vater hatte mir versprochen, dass ich hier gute Chancen zum Studieren haben würde.

Ich wollte die Schule fertig machen und studieren, aber meine Eltern hatten viele Schulden.

Ich habe immer gefragt: »Wann meldest du mich für die Schule an?«

Aber irgendwann hat er gesagt: »Vergiss die Schule. Geh' lieber arbeiten und Geld verdienen.«

Also habe ich mit 14 angefangen, bei einer Wäscherei zu arbeiten. Das ging damals anscheinend einfach so.

Ein Jahr später kamen wir nach Baden-Württemberg.

Ich war total erstaunt. Hier waren auf einmal so viele Türken. Der Busfahrer, der Nachbar, überall. Ich habe mich gefühlt wie in der Türkei.

Ich und meine Mama sind von einer Fabrik zur nächsten gegangen, um Arbeit zu suchen.

In Bietigheim-Bissingen hat uns eine kleine Metall-Firma gemeinsam angestellt.

Mit 15 wollte ich unbedingt auf die Abendschule, um Nähen zu lernen.

Nachdem ich ein paar Mal dort war, habe ich am Bahnhof einen Jungen getroffen.

Wir haben auf den gleichen Zug gewartet. Wir hatten Blickkontakt und haben uns kennengelernt. Eines Abends hat mein Vater uns gesehen. Er hat dann bestimmt, dass ich den türkischen Nachbarsjungen heiraten muss. Meine erste große Liebe habe ich nie wieder gesehen.

Seit 1993 arbeite ich bei der städtischen Gärtnerei in Kornwestheim. Das heißt, seit über 25 Jahren »pflege« ich die Stadt und präge in gewisser Weise, wie sie aussieht. Das macht mir Freude. Und es macht mich auch stolz. Ich habe viel geschafft in meinem Leben.

Ich liebe die Arbeit mit den Händen und das Draußen-sein in der Natur.

Ich weiß, wo welche Bäume, Hecken und Blumen sind.

Mir geht es gut hier.

Das ging damals
anscheinend
einfach so.

Bäume, Hecken und Blumen

Viele Freundinnen fragen mich, warum ich nicht in die Türkei zurückgehe, es ist doch so schön dort. Und ich sage dann immer »Schönheit macht nicht satt.« Vielleicht, wenn ich in Rente bin, werde ich mal für ein paar Monate Urlaub dort machen. Aber meine Heimat bleibt hier.

Früher war die Sprache ein Sieb ... durch das man die Gedanken pressen musste

Ich komme jede Woche hierher, zur Schreibwerkstatt der Migrantinnen in der Bibliothek.

Es tut gut zu schreiben. Also ich tue es für mich selbst. Man wird da reifer, vor allem in dieser Gruppe.

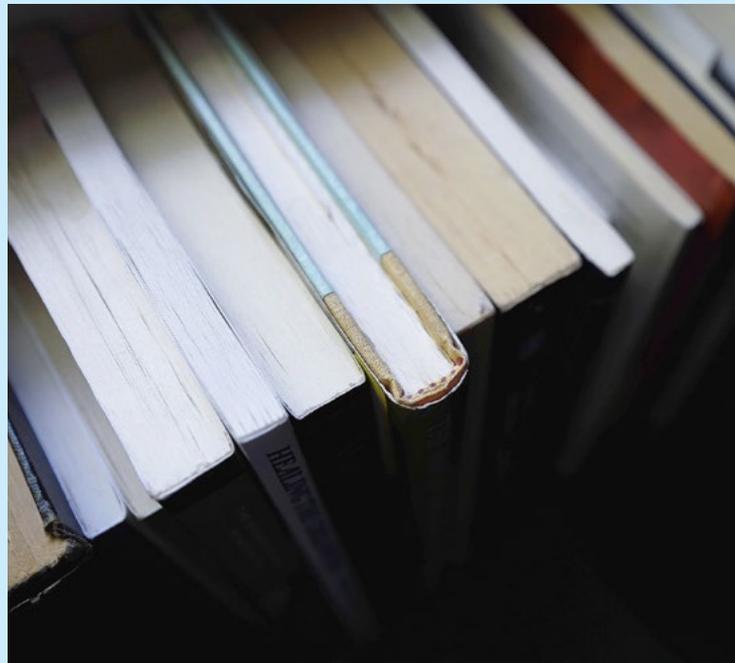
Ich finde, das Schreiben ist eine gute Art und Weise, meine Gefühle auszudrücken, hier habe ich diese Frauen kennengelernt. Und ich habe so viel von ihren Erfahrungen gelernt. Das hat mir geholfen. Die Integration in Deutschland ist kompliziert. Ich lerne von allen viel. Über Deutschland, verschiedene Länder, verschiedene Frauen, verschiedene Meinungen. Ich bin ehrlich zufrieden hier.

Kennenlernen
Neue Umgebung
mit der Zeit
bist auch du dabei.
Integration.

Ich habe die öffentlichen Auftritte der Schreibwerkstatt gesehen, die fand ich schön, aber besonders schön fand ich die Dynamik. Die Körpersprache, wie sie miteinander waren, wie sie vertraut miteinander umgegangen sind. Ich fand das von außen so schön. Da wusste ich, ich würde gerne in diese Gruppe hinein.

Ich hatte immer ein verunsichertes Verhältnis zu Sprachen – auch zu meiner Muttersprache, das habe ich immer als Schwäche gesehen. Und hier habe ich dann gedacht, ich wage es. In der Gruppe habe ich eine andere Bindung zur Sprache entwickelt.

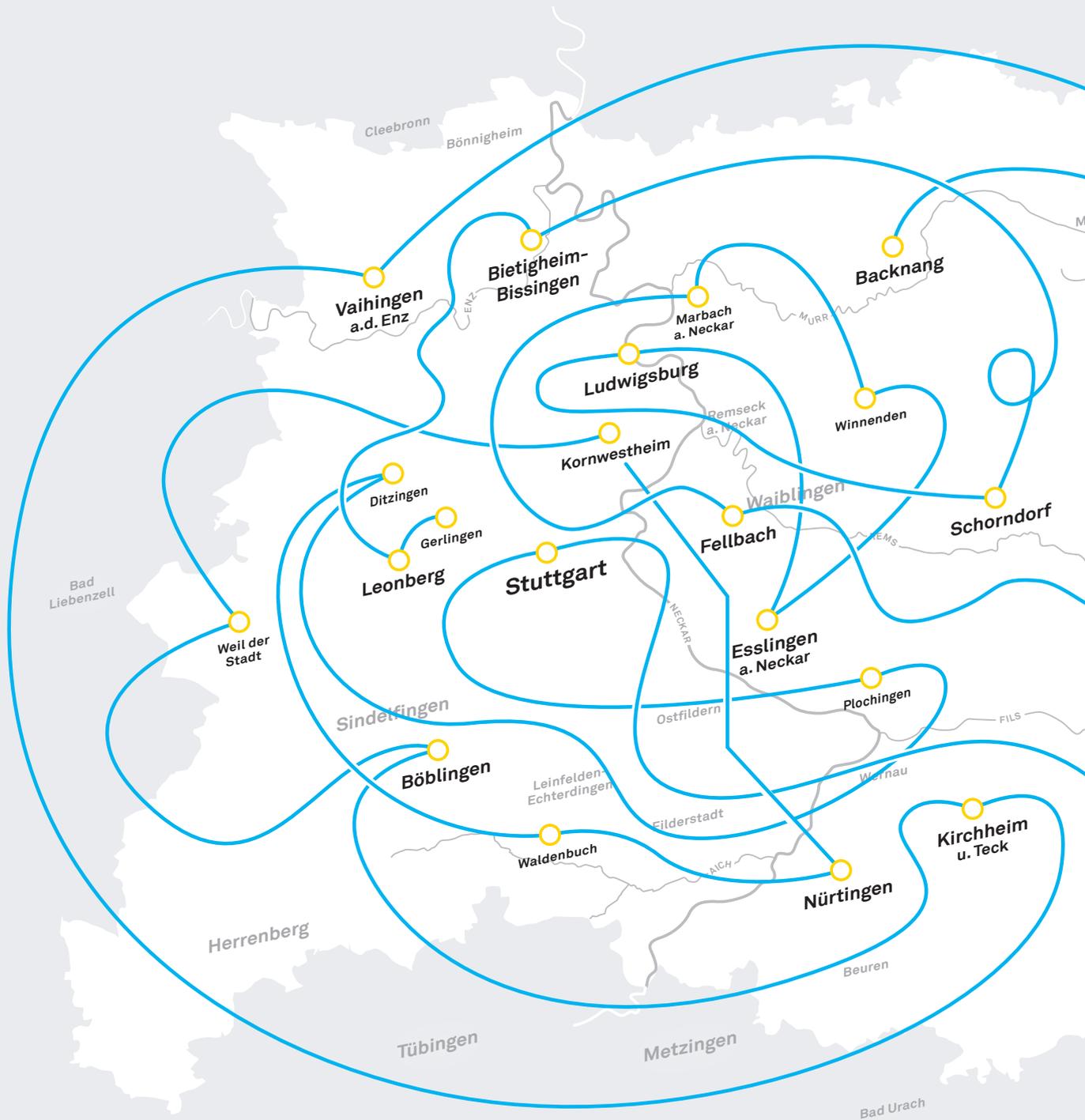
Zu schreiben und vorzulesen, auch in meiner Muttersprache – anfangs konnte ich mir das nicht vorstellen. Und dass ich das jetzt auf Deutsch mache, das ist unglaublich.



Himmel
blau, rosé, purpurrot
lila, gelb,
Sonnenuntergang strahlt
auf Meeresoberfläche
Wechsel.

Früher war die Sprache ein Sieb, durch das man die Gedanken pressen musste – durch die Schreibwerkstatt habe ich eine andere Empfindung von Sprache entwickelt. Man lernt so viele andere Perspektiven kennen, auch weil wir oft biographisch arbeiten. Ich konnte viele Themen aus meinem Leben hier besprechen, das hatte ich vorher nicht. Wir sprechen über das Leben, den Tod, darüber wie es ist eine Frau zu sein. Ich bin sehr dankbar für diese Vertrautheit in der Gruppe.

Tourplan 1.6. – 27.10.2019





- 1.–2.6.2019 ● **Gerlingen**
Rathausplatz
- 6.–9.6.2019 ● **Leonberg**
Marktplatz
- 14.–16.6.2019 ● **Bietigheim-Bissingen**
Kronenplatz
- 21.–23.6.2019 ● **Schorndorf**
Unterer Marktplatz
- 28.–30.6.2019 ● **Ludwigsburg**
28.6. Karlskaserne,
29.+30.6. Marktplatz
- 5.–7.7.2019 ● **Esslingen am Neckar**
Abt-Fulrad-Straße
- 8.–10.7.2019 ● **Winnenden**
Marktplatz
- 11.–14.7.2019 ● **Marbach am Neckar**
Marktstraße 23
- 20.–22.7.2019 ● **Fellbach**
Atrium Schwabenlandhalle,
Guntram-Palm-Platz 1
- 26.–28.7.2019 ● **Schwäbisch Gmünd**
Marktplatz
- 1.–4.8.2019 ● **Bad Boll**
Kurpark der Rehaklinik
- 9.–11.8.2019 ● **Stuttgart**
Österreichischer Platz
- 15.–17.8.2019 ● **Plochingen**
Marktstraße 36
- 26.–30.8.2019 ● **Ditzingen**
Am Laien 1
- 7.–9.9.2019 ● **Waldenbuch**
Marktplatz
- 10.–12.9.2019 ● **Nürtingen**
Vorplatz Stadthalle K3N,
Heiligkreuzstraße 4
- 13.–15.9.2019 ● **Kornwestheim**
Marktplatz vor dem K,
Stuttgarter Straße 65
- 20.–22.9.2019 ● **Weil der Stadt**
Marktplatz
- 25.–29.9.2019 ● **Böblingen**
Museum Zehntscheuer
- 2.–6.10.2019 ● **Kirchheim unter Teck**
Städtisches Museum
im Kornhaus,
Max-Eyth-Straße 19
- 10.–13.10.2019 ● **Vaihingen an der Enz**
Marktplatz
- 17.–19.10.2019 ● **Göppingen**
Marktplatz
- 26.–27.10.2019 ● **Backnang**
Helferhaus,
Petrus-Jacobi-Weg 5

Bis die Kunden mir vertrauen

Ich habe schon immer längerfristig gedacht und selbständig meinen eigenen Weg eingeschlagen. Eigentlich habe ich wirklich immer das gemacht, was ich wollte. Irgendwann habe ich mich selbständig gemacht. Und es lief gut.

Ich bin der Leiter einer Firma. Wir spritzen Kunststoffteile. Die Teile werden in unterschiedlichen Bereichen eingesetzt: Medizintechnik, Automobilindustrie ... und so weiter.

Meine Eltern sind aus der Türkei gekommen. Weil alle Freunde und Verwandten noch dort waren, ist meine Mutter kurz vor meiner Geburt in die Türkei geflogen, hat mich auf die Welt gebracht und dann sind wir wieder hierher gekommen. Ich war also schon vor meiner Geburt in Deutschland.

Es war in der Zeit auch üblich, seine Kinder für ein paar Jahre in die Heimat zu schicken, damit sie die Muttersprache können. Denn der Plan war ja, bald zurückzugehen, und dann sollten die Kinder keine Integrationsprobleme haben. Ich war auch drei Jahre in der Türkei auf der Schule. Die Gastarbeiter der Generation meiner Eltern dachten immer, dass sie zurückgehen würden, aber es gab zwei Gründe, warum sie nie zurück konnten. Erstens: Die türkische Lira hat immer an Wert verloren. Die D-Mark war sehr stark. Also war es jedes Jahr aufs Neue so attraktiv, nochmal ein Jahr länger hier zu bleiben. Zweitens: Es gab in der Türkei politische Unruhen. Anschläge von Linksextremisten und Rechtsextremisten. Das Land war nicht sicher.

Mit 14 bin ich wieder hierher gekommen. Eigentlich wurde jeder aus dem Ausland auf die Sonderschule geschickt. Aber weil ich beweisen konnte, dass ich schon Deutsch konnte, durfte ich auf die Hauptschule gehen.

Hm. Meine Kinder haben Abitur. Die sagen dann manchmal: »Du hältst dich da jetzt raus als Hauptschüler!«

Mein Vater war dagegen, dass ich eine Ausbildung mache. »Wenn wir eh in 3 Jahren zurückgehen, dann schaff' doch jetzt lieber im Schichtbetrieb und verdien' schnell einen Haufen Geld.«

Aber ich habe längerfristig gedacht und selbständig meinen eigenen Weg eingeschlagen. Also habe ich eine Ausbildung als Industriemechaniker gemacht.

Mein Vater hat kurzfristiger gedacht. »Wir gehen ja bald wieder zurück in die Türkei.«

Ich habe wirklich eigentlich immer das gemacht, was ich wollte.

In der Wirtschaftskrise 2008 / 2009 wurde ich arbeitslos. Dann habe ich mich aus Notwendigkeit selbständig gemacht. Durch die Krise bin ich günstig an Maschinen gekommen. Ich hatte meine ersten Kunden und habe Teile für die produziert.

Und es lief gut.

Ich war in meinem früheren Betrieb schon Ausbilder. Jetzt sind wir 13 Personen in meiner Firma und alle meine Mitarbeiter habe ich selbst ausgebildet. Dadurch ist es eine sehr enge Gemeinschaft. Ich war von Anfang an ein Ausbildungsbetrieb nach DIN Iso 9001. Ich habe mich sofort nach den Qualitätsstandards zertifizieren lassen. Egal wie klein wir waren, ich habe mich an die Strukturen der Großen angepasst. Auch weil der türkische Name mit sich bringt, dass ich mehr Überzeugungsarbeit leisten muss, bis die Kunden mir vertrauen. Das war richtig und wichtig.

Ich bin Lehrer im Ruhestand.

Inzwischen gebe ich nur noch Ferienkurse für Kinder. Das macht mir hin und wieder noch Spaß. Es ist eben ein riesiger Unterschied, ob man arbeiten muss oder arbeiten darf.

Vor 44 Jahren gab es neben dem Stuttgarter Wochenblatt ein zweites Anzeigenblatt, den Stuttgarter Stadtanzeiger.

Dessen Werbeaktion war es, Bekanntschafts-Annoncen zu einem Sonderpreis anzubieten. 15 Mark für eine Annonce damals.

Ich war gerade einige Jahre im Dienst und in der Phase, in der man überlegt, was man eigentlich mit seinem Leben macht.

»Gut, das ist ein Wink des Schicksals.«

Und »wenn die so günstig sind, dann kann man ja gleich zwei Annoncen einstellen.«

Aber unterschiedlich formuliert.

Eine seriöse, also »junger Lehrer, ledig, aufgeschlossen« und so weiter.

Und die andere in Form einer Anzeige für ein Auto, also »Oldtimer, 29 Jahre, gut erhalten, pflegeleicht, sucht einfühlsame Fahrerin.«

Die beiden Annoncen standen also in der ersten Ausgabe des Stadtanzeigers.

Dann sitzt man erstmal da und wartet. Und dann kamen die Rückmeldungen.

Es waren einige Briefe. Aber zwei sind mir aufgefallen. Es war die gleiche Handschrift. Sie waren offensichtlich von der gleichen Person.

Aber auch sie hatte beide Annoncen individuell beantwortet.

Also einmal seriös »kühle Blonde aus dem hohen Norden« und einmal auf das Autofahren eingehend. Das hat mich beeindruckt. Also habe ich wiederum geantwortet »Liebes Frl., ich habe Ihre Briefe erhalten.« An der Stelle dachte sie: »Verflixt, der kann ja kein Deutsch, das heißt ja wohl »ich habe Ihren Brief erhalten«. Allerdings ging es gleich weiter mit »Ja, Sie haben richtig gelesen, ich habe zwei Briefe von Ihnen erhalten«.

Ich habe die Situation also aufgeklärt und geschrieben, dass es doch schön wäre, wenn man sich mal treffen könnte. Bei einem Telefonat waren im Hinter-

grund die Kinder meiner Vermieterin zu hören und meine Frau stellte sich vor, dass ich in einer Kommune lebte.

Am Tag unseres ersten Treffens war ich vorher auf einem Tanzturnier. Das zog sich etwas in die Länge. Ich kam also mit erheblicher Verspätung, aber noch im Anzug, zu der Verabredung nach Bad Cannstatt. Meine Frau hasst Verspätungen. Anzug und Krawatte sprach doch sehr gegen die Kommune.

Sie war noch nie auf dem Fernsehturm gewesen, also sind wir direkt dorthin gegangen und haben uns bei der herrlichen Aussicht näher kennengelernt. Wir haben uns gut verstanden.

Ich war weder der geschniegelte Fatzke im Anzug, noch der Kommunarde, aber sie auch nicht die hochgewachsene Walküre, die ich mir vorgestellt hatte.

Wie bei den beiden Briefen am Anfang schaffen wir es doch immer wieder, uns aufeinander einzustellen. Das setzt sich bis heute fort.

Auch meine Unpünktlichkeit ist heute manchmal noch ein Thema.

**Lehrer, ledig,
aufgeschlossen**
Auf dem Weg von
der Wohnungstür zur
Haustür musste sie
sich entscheiden.
Anscheinend hatte
ich Glück und sie gab
uns eine Chance.



Wie ich auf die Idee kam, einen Digital-Speicher-Oszillographen zu konstruieren.

Mit 18 Jahren hatte ich einen schweren Verkehrsunfall. Mein Ellbogen war in sieben Teile. Das war 1976. Ich musste lange Zeit im Krankenhaus liegen. Ein Freund hat mir ein Datenbuch über digitale Bausteine ins Krankenhaus gebracht, das ich durchgelesen habe. Ich hatte ja viel Zeit, auch zum Nachdenken. Das ist schon etwas Besonderes.

Der Clou bei meinem Gerät lag darin, dass man es an handelsübliche Farbfernseher anschließen konnte. Dieser Farb-Digital-Speicher-Oszillograph war seiner Zeit zehn Jahre voraus. Ich hab natürlich gleich ein Patent angemeldet. Dann wollte ich mit der Verwertung anfangen. Ich hab bei einem namhaften Oszillographenhersteller in Deutschland angeklopft, die waren sehr interessiert und wir haben eine Vertraulichkeitserklärung unterschrieben. Ich hab dann etliche Wochen nichts von der Firma gehört.

Ich bin irgendwann als Besucher auf die Elektronik nach München gefahren. Plötzlich stand ich vor den zwei Herren der Firma, die einen neuen Oszillographen angeboten haben. Das Gerät war zu 100% ein Nachbau meines Geräts! Ich hab sie sofort zur Rede gestellt: »Leute, wie sieht's aus, Sie haben mir doch eine Vertraulichkeitserklärung unterzeich-

net, Sie wollten mir doch die Idee abkaufen...« Da kam ein bissle Gestotter, die sind ein bissle rot geworden im Gesicht. »Ja, wir haben im Namen unserer Firma unterschrieben, aber wir haben uns jetzt selbstständig gemacht.« Da haben sich also der Fertigungsleiter und der Verkaufsleiter selbständig gemacht mit meiner Idee und haben meinen Oszillographen einfach auf den Markt gebracht. Das war ein derber Schock.

Ich hatte in einem Dreivierteljahr einen funktionsfähigen Prototypen gebaut, das Gerät steht heute noch bei mir im Keller. Ich habe in der Zeit eigentlich Tag und Nacht gearbeitet. Ich war fix und fertig, nachdem mir der Erfolg auf diese brutale Art geklaut worden ist. Ich war 18 und hatte einen Burnout. Ich hab zwei, drei Jahre gebraucht, um da wieder rauszukommen.

Ich bin natürlich zum Patentanwalt. Der hat mir geraten, nicht zu klagen, da man nur soundso weit zurück Regress-

ansprüche stellen kann. Ich war zu spät dran. Ich habe das Gerät dann drei Jahre später bei meinem Hausarzt gesehen, das wurde sehr gut verkauft. Ich habe bis heute keinen Cent gesehen und die Firma gibt's heute noch.

Eine gute Sache gibt es bei der Geschichte doch noch: Über diesen Patentanwalt bin ich dann bei Bosch in Schwieberdingen in die Entwicklung reingekommen. Und das ohne Ingenieurstudium. Ich muss sagen, wenn man Ideen hat, wird man viel betrogen. Ich hab erst zehn Jahre später wieder angefangen, mich mit meinen eigenen Ideen und Erfindungen zu beschäftigen. Heute halte ich 320 Patente. Gerade bin ich in den Ruhestand gegangen. Jetzt habe ich Zeit und ich werde den Witz machen und der Firma noch eine Rechnung für meinen Digital-Speicher-Oszillographen schreiben. Die können darüber schmunzeln, aber die sind mir noch was schuldig ...

Fast wie auf einer Piazza.

Ein Hauch Italien. Mit unserem Geschäft waren wir 10 Jahre am Marktplatz und nun gibt es Rebecca's Feinkost schon über 20 Jahre in der Marktstraße in Winnenden.

Ich habe insgesamt 7 Geschwister. Ich bin eines der mittleren Geschwister.

Wir sind nachgekommen, als in Deutschland mit der Wohnung alles klar und geregelt war.

Die Älteste und die Jüngste hatte meine Mutter schon mitgenommen. Mein Vater war schon ein, zwei Jahre hier gewesen und hatte gearbeitet.

Aber dann waren wir als Familie erstmal wieder zusammen.

Meine Mutter hat dann hier noch die drei weiteren Kinder bekommen. Wir sind also mit acht Kindern schon wirklich eine große Familie. Sobald wir nicht mehr ganz klein waren, haben wir alle angefangen zu arbeiten, um ein Taschengeld zu haben und die Familie zu unterstützen.

Als ich etwa 13 oder 14 war, befand sich unten am Marktplatz ein Feinkostgeschäft. Das hat mir gefallen. Dort habe ich angefangen auszuhelfen. Kartons auspacken, dann auch an der Fischtheke und Hähnchenbraterie. Und so wurde ich Fisch-Fachfrau.

Meine Ausbildung habe ich dort dann allerdings nicht im Verkauf, sondern in Hauswirtschaft gemacht. Fast 20 Jahre war ich in diesem Betrieb tätig.

Irgendwann war ich im Urlaub in meiner Heimat, in Kalabrien.

Abends waren wir natürlich auf der Piazza.

Da spielt sich ein großer Teil des sozialen Lebens ab. Und dort habe ich dann meinen Mann kennengelernt.

Er war auch im Urlaub dort. Er lebte also auch in Deutschland und machte gerade Urlaub in seiner Heimat in Italien. Wir kamen sogar beide aus dem gleichen Dorf. Nur kannten wir uns davor nicht. Unsere Eltern kannten sich bereits.

Naja, und dort haben wir uns dann eben kennengelernt.

In Deutschland ist er bald aus dem Sauerland zu mir in den Süden gezogen und kurz darauf haben wir auch schon geheiratet. Das ging alles etwas schneller damals.

Als wir bereits 15 Jahre verheiratet waren, hat mein früherer Chef seinen Laden geschlossen. Wir haben das Geschäft nicht übernommen, aber haben genau in diesem Bereich, also mit Fisch und Feinkost aus Italien, ein eigenes Geschäft eröffnet.

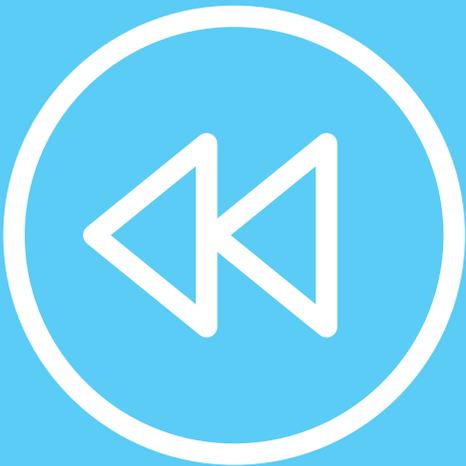
Mein Mann kam zwar beruflich aus einer ganz anderen Richtung, aber wir haben ihn sehr eingebunden. Erst war er nur für den Einkauf und als Aushilfe dabei. Aber es lief so gut, und gab so viel zu tun, dass er seinen alten Job aufgegeben hat und voll eingestiegen ist.

Hier im Laden findet auch viel Austausch statt. Die Leute kommen ins Gespräch. Ich bekomme immer wieder Allerlei aus dem Leben der Kunden mit und was sich so in der Stadt abspielt. Und mich kennen auch alle.

Fast wie auf einer Piazza. So weht hier also ein Hauch Italien durch den Laden und durch Winnenden.

»DAS GING ALLES
ETWAS
SCHNELLER
DAMALS.«

»In der
Erinnerung
verklärt man die
Vergangenheit
immer ein
Stück weit.«



»Wo eine Kirche ist, da ist ein Gasthaus in der Nähe«, sagt ein lettisches Sprichwort.

Ich habe es schon als Kind immer als schlimm angesehen, wenn man vor Entscheidungen gestellt wird. »Willst du von dem einen oder dem anderen trinken?« Von beidem, wenn es geht.

Ich bin in Esslingen geboren. Trotzdem bin ich einer der Letten, die hier sind.

In der Erinnerung verklärt man die Vergangenheit immer ein Stück weit.

Die Nachkriegsjahre nach 1945 waren ja schon schwere Zeiten. Aber als Kind nimmt man das nicht unbedingt so wahr.

Bis zum Alter von 6 Jahren habe ich nur Lettisch gekonnt und kann bis heute kein Schwäbisch, aber ich fühle mich hier dennoch sehr heimisch.

Bei uns hieß Esslingen auch kleines Lettland. Es war eine selbständige Gemeinschaft.

Hier wurde die »Lettische Evangelisch-Lutherische Kirche im Ausland« von Teodors Grinbergs gegründet. Wir sehen uns in der Tradition der lettischen Kirche. Seit 1945 haben wir hier auch unseren Gottesdienst.

Inzwischen sind wir eine internationale Kirche geworden mit Gemeinden in der ganzen Welt. Die Gemeinden liegen

verstreut über Europa, Nord- und Südamerika sowie Australien und Neuseeland.

Ich bin Erzbischof Emeritus. Der vierte in der Reihe. Meine Nachfolgerin sitzt in Milwaukee.

Die Südkirche war ursprünglich eine Flüchtlingskirche für die ankommenden Letten.

Wenn man beginnen muss, um die verlorene Heimat zu trauern, dann kann man sich doch einen möglichst schönen Ort dafür aussuchen. Und mit einem Viertele lässt sich so einiges an Trauerarbeit besser bewältigen.

Früher waren es natürlich mehr Kirchenbesucher als heute, aber dennoch hat die Kirche immer noch einen großen symbolischen Wert für uns und hat viel zur Bewältigung der Exilerfahrung beigetragen. Ich selbst wurde hier getauft, konfirmiert und ordiniert. Die erste lettische Pfarrerin wurde ebenfalls hier ordiniert.

Seit 2005 kommen wieder sehr viele Letten nach Deutschland. Es gibt nun wesentlich mehr Taufen als Beerdigungen. Der Gottesdienst findet auf Lettisch, mit einer kurzen Zusammenfassung auf Deutsch, statt.

Ich ermuntere die Leute, die heute hier ankommen, in beiden Kulturen zu leben, weil das sehr bereichernd ist.

Ich bin 1944 geboren. Ich war 12 Tage alt, als hier der Luftangriff war. Meine Mutter lag noch im Wochenbett. Als um das Rathaus herum alles gebrannt hat, haben sie mich in einem Wäschekorb in den Bunker getragen. In solchen Situationen hatten alle ihre Aufgaben und Pflichten. Wenn was los ist, hat jeder sein Ding zu erledigen.

In der Nacht hat alles gebrannt. Das war ein Flächenangriff, der hat in Waldenbuch angefangen und am Fasanenhof aufgehört. Mußberg, Echterdingen, Leinfelden, alles hat gebrannt.

Mit dieser Nacht hat es für mich aufgehört, dass ich Muttermilch bekommen habe. Meine Mutter war so geschockt, dass das nicht mehr ging. Aus mir ist trotzdem was geworden.

Meine Eltern hatten eine Bäckerei. Meine Ausbildung zum Bäcker und Konditor habe ich in Vaihingen gemacht. Damals hat man als Lehrling noch in der Bäckerei geschlafen. Und am Wochenende bin ich immer heimgekommen.

Als ich mit der Ausbildung fertig war, habe ich in der Bäckerei meiner Eltern angefangen.

In dieser Zeit habe ich meine Frau kennengelernt. Sie hat den Todesmarsch von Brünn nach Wien gemacht. Zu Fuß, mit nichts, nur das, was sie am Körper hatten. Zuhause in Tschechien hatten sie eine große Bäckerei. Aber sie haben alles verloren.

Über Umwege ist sie in Stuttgart gelandet. Ich habe sie kennengelernt über einen Bekannten an der Berufsschule.

1976 habe ich mit meiner Frau zusammen die Bäckerei von meinen Eltern übernommen.

Zu dieser Zeit gab es keine Arbeitskräfte. Viel Arbeit, aber keine Leute. Also musste man eigentlich alles selber machen.

Das ganze Leben war von Arbeit geprägt. Freizeit war klein geschrieben.

Gott sei Dank haben die Kinder die Bäckerei nicht übernommen, sonst müssten wir sicher heute noch immer wieder einspringen.

Man hat immer gesagt, es sei überall gut Brot essen, wenn's Brot gibt. Heimat war das hier immer. Ich hab nie darüber nachgedacht hier weg zu gehen. Ich habe das nie so erfahren wie meine Frau, mit Hunger, mit allem, wir waren immer daheim, das Notwendigste hatten wir, wir waren auch nicht reich, aber zu essen hatten wir immer.

Meine Frau und ich waren den ganzen Tag zusammen, in der Bäckerei, wir haben sehr eng zusammengearbeitet. Wir mussten immer funktionieren.

1995 haben wir die Bäckerei verkauft.

Dann haben wir angefangen zu reisen. Sizilien, Sardinien, Thailand, Vietnam, USA, Kolumbien, Azoren. Wir waren auf Malta, in Japan, Namibia.

Da haben wir einiges nachgeholt.

Ich hab nie darüber nachgedacht hier weg zu gehen. Überall ist gut Brot essen, wenn's Brot gibt. Heimat war das hier immer.



»DAS SOLLTEN 5 JAHRE
WERDEN. INZWISCHEN
SIND ES BALD 50.«

**»Nichts erzwingen,
es muss sich begeben!«**

»Ich glaube an die Sonne, auch wenn ich sie nicht sehe. Ich glaube an die Liebe, auch wenn ich sie nicht fühle. Ich glaube an Gott, auch wenn er schweigt.«

Ich war Pfarrer. 17 Jahre lang. Als ich 50 Jahre alt war, hatte ich das Gefühl, ich habe genug gepredigt in meinem Leben. Über ein Jobangebot kam ich dann an diesen mir unbekanntem Fleck; an die evangelische Akademie in Bad Boll. Die Akademie wurde kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet als Schnittstelle zwischen Politik, Gott und Welt. Sicherlich auch als ein Reflex auf das Versagen der Kirche und das Versagen der Zivilgesellschaft im Nationalsozialismus.

Ich war sehr glücklich über meinen neuen Beruf und wollte diesen eher nach der Kunst ausrichten oder der Poesie. Und dann begegneten mir die Blumhardts. Und durch diese Konfrontation bin ich wieder zum Theologen geworden. Nur, dass das jetzt eher diesen ketzerischen Anstrich hat.

Johann und dessen Sohn Christoph Blumhardt lebten in Bad Boll und prägten diesen Ort durch ihre Arbeit.

Johann Blumhardt zog 1852 mit seiner Familie nach Bad Boll, wo er bis zu seinem Tod 1880 im Kurhaus ein Seelsorgezentrum leitete.

Als Glaubens-Heiler hatte Blumhardt einen guten Ruf – der ihm auch Schwierigkeiten einbrachte. Ihm wurde vorgeworfen, in mittelalterliche Dämonenvorstellungen einzugreifen, weil er durch die Heilung einer Frau berühmt wurde: Sie war schwer schizophren, also psychisch unheimlich angeschlagen. Blumhardt diagnostizierte bei ihr eine Form von Besessenheit, bei der Dämonen ihre Hand im Spiel haben, die diese Frau in den Selbstmord treiben. Also eine destruktive Seite, die er als dämonisch interpretiert hat. Um dieser Frau Hoffnung und Zuversicht zu signalisieren, formulierte er die Losung »Jesus ist Sieger«. So schaffte er es, dass diese Frau die Glaubenskraft aus sich selbst heraus fand – und verhalf ihr so zur Selbstheilung. Das war etwas Neues, da er die Glaubensaussagen, die Generationen vor ihm von der Kanzel aus losgelassen haben, realistisch verstanden und individualisiert hat. Er hat gesagt: »Das trifft genau auf dich zu.« Das Moderne von Blumhardt war, Leib und Seele als Ganzes zu verstehen. Wo es hieß: »Geh mit deinem Leib zum Arzt und mit deiner Seele zum Pfarrer«, sagte Blumhardt, Leib und Seele auseinander zu reißen ist, wie einen Totschlag zu begehen. Diese Verbindung war in der Theologie bahnbrechend.

Das Wichtigste ist:

Der Umweg zum Hauptweg. Es ist wie im Märchen. Man muss durch ein Gestrüpp wandern und sich nicht abbringen lassen. Auch wenn man nicht weiß, welche grüne Wiese einen erwartet – durch das Gestrüpp muss man durch, das weiß man auf jeden Fall. Denn wenn man zu viel erwartet, ist das nicht immer sehr hilfreich.

Ich wurde am 3. Oktober 1919 geboren. Dieses Jahr werde ich 100 Jahre alt. Als junge Frau habe ich beim Kunsthaus Schaller in Stuttgart gearbeitet, als Kunsthändlerin. Dort habe ich auch meinen Mann Fritz Ruoff kennen gelernt. Da mein Beruf als Kunsthändlerin 1942 nicht wichtig war für das Kriegsgeschehen, wurde ich zur Wehrkreisverwaltung als Sekretärin eingezogen. Eines Morgens ging das Telefon: »Fräulein Scholl, Telefon für Sie.« Und ich dachte mir: »Wer ruft mich jetzt da am Morgen an?« Und dann sagte jemand: »Guten Morgen, Frau Ruoff.« Das war der Heiratsantrag meines Mannes. Dann haben alle gedacht, dass ich bald ein Baby bekomme. Das habe ich bis heute noch nicht.

Zu meinem Mann bin ich dann nach Nürtingen gezogen und habe in der Metzgerei und Gastwirtschaft seines Vaters gearbeitet.

In Nürtingen lernte ich Menschen kennen, die Freunde und Begleiter meines Lebens wurden. Und das verdanke ich in erster Linie meinem Mann und natürlich auch mir selbst.

Nach dem Krieg sagte Frau Paula Planck, eine frühere Stadträtin, zu mir: »Frau Ruoff, wir müssen etwas für die Flüchtlinge tun, die lesen sogar Telefonbücher.« In einem Raum eines leerstehenden Gebäudes habe ich dann begon-

nen, eine Leihbücherei aufzubauen. Dort gab es Werfel, Exupéry, Thomas Mann usw. Aber auch die Kitschromane, wo der Graf ein Bauernmädchen heiratet, und Kinderbücher, Kriminalromane und Wild West. Alles, nur keine Dritte-Reich-Literatur. Auf gar keinen Fall.

In meine Leihbücherei kamen auch Schüler. Unter anderem der junge Peter Härtling. So einen lesehungrigen Jungen hatte ich noch nie erlebt. Mein Mann und ich luden ihn dann zu uns ein. Und der Junge kam und wurde uns lebenslang ein Freund.

Mein Leben in und mit der Kunst und seinen Menschen hat mich geprägt und prägt mich heute noch.

Das hat sich alles ergeben, weil ich alles wollte und gar nichts. Das Wollen ist nicht das Besitzen-wollen, sondern die Idee: das Engagement.



Zwischen den 50er und 70er Jahren sind sehr viele Leute aus Italien und auch aus meinem Heimatdorf nach Deutschland gegangen. Über 80% der Menschen aus meinem Dorf wohnen inzwischen hier in der Gegend.

Das Dorf ist jetzt praktisch leer. Die ganzen jungen Leute sind weg.

Etwa 14.000 Menschen hätten dort Platz, aber es wohnen nur noch ca. 4.000 dort. Ich bin in Deutschland geboren, aber in Sizilien aufgewachsen.

Dort gab es einen Taxifahrer, der unser Dorf mit der nächstgrößeren Stadt verbunden hat.

Sein Trick oder seine Besonderheit war, dass er jeden im Dorf kannte und dadurch genau wusste, wer wann wohin muss. Und somit war er immer zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Da, wo man ihn gerade brauchte. Und er ist natürlich auch immer die optimale Route gefahren.

20 Jahre später war ich während meines Studiums in Havanna, auf Kuba. Dort gab es das System der Taxi particular. Das sind alte Taxis, die kreuz und quer durch Havanna fahren. Und durch die Kombination von zwei Fahrten kann man praktisch jede Ecke der Stadt erreichen. Das ist sehr günstig und effizient.

Als Startupper hat man immer das Bedürfnis, etwas Bestehendes zu verbessern. »Das muss doch auch hier besser gehen.«

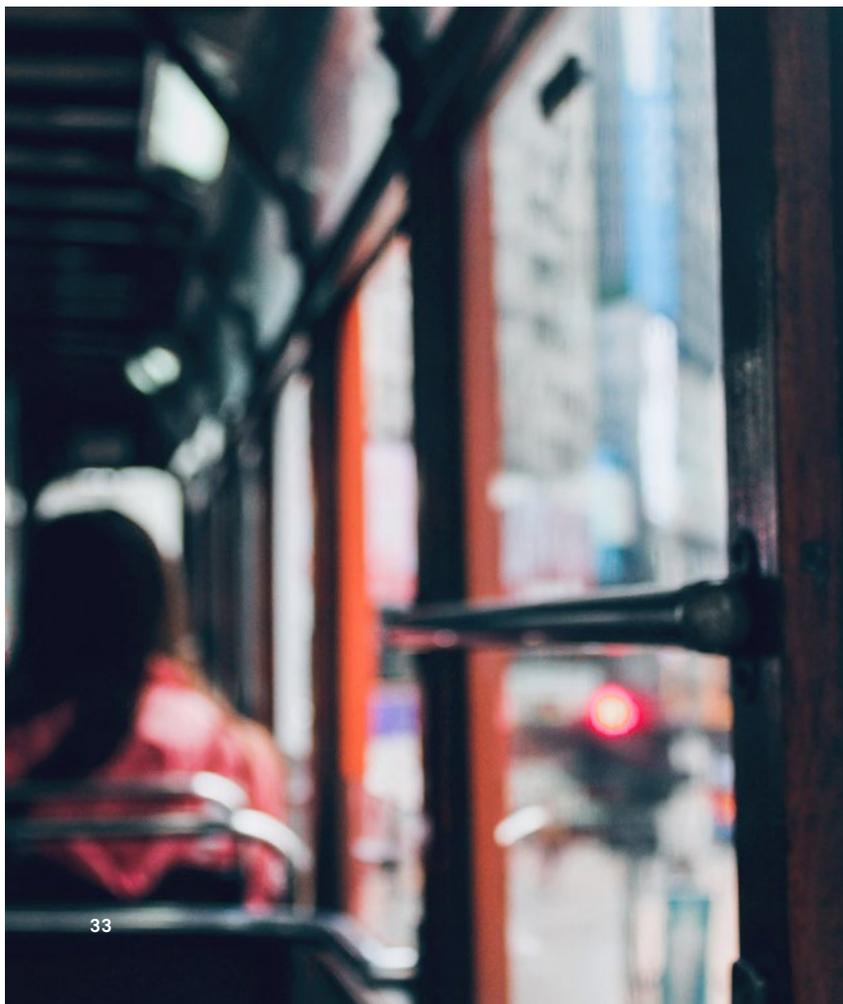
Wir sind ein Mobilitätsanbieter. Es ist ein »bus on demand«-System. Es gibt verschiedene Haltepunkte in der Stadt. Mit der passenden App bestellt man den Bus für die Strecke, für die man ihn benötigt. Dadurch fahren die Busse nur bei Bedarf und die Route kann ebenfalls angepasst werden. Und anhand der gesammelten Daten lässt sich das Angebot noch besser auf den Bedarf der Kunden anpassen.

Als ich geheiratet und Kinder bekommen habe, sind wir nach Kornwestheim gezogen. Ein Garten hinter dem Haus, die Nachbarschaft ist wie eine große Familie, das ist fast schon wieder wie in Sizilien.

Und jetzt sind wir eine Kornwestheimer Firma.

Zum richtigen Ort in der richtigen Zeit

Ich denke, irgendwann wird es überall selbst-fahrende Fahrzeuge geben. Robo-Taxis von Tür zu Tür. Das wird kommen. Die Frage ist nur, wann.



Er Tuba, ich Saxophon.

Ich mache seit über 30 Jahren Übersetzungen für verschiedene deutsche und französische Vereine. Ich bin eine Verbindungsstelle zwischen Gerlingen und Vesoul.



1964 wurde die Städtepartnerschaft von den beiden Bürgermeistern von Gerlingen und Vesoul unterzeichnet.

Durch die Partnerschaft gab es viel Austausch untereinander. Die Musikvereine der beiden Städte besuchen sich regelmäßig und spielen zusammen. Mit 14 Jahren habe ich dadurch meinen Mann kennengelernt. Einen jungen deutschen Musiker, aus Gerlingen.

Er hat Tuba gespielt und ich Saxophon. Bei einem Konzert in Vesoul hat er mich von meinem Sitz »weggelupft« und dann saß ich auf seinem Schoß.

Er war sehr spontan.

Das war unser erstes Treffen, unser erstes Konzert, also unser erstes Kennenlernen. Ich konnte kein Deutsch und er konnte kein Französisch.

Aber wir haben gemerkt, wir brauchen die Sprache nicht. Die Musik ersetzt die Sprache für uns.

Naja, als er wieder in den Bus eingestiegen ist, dachte ich, das war jetzt nur ein kurzer Spaß, »Küsschen hier, Küsschen da«, aber kurz darauf kam ein Brief. Also war es doch etwas ernster.

Er kam mich besuchen. Wir haben uns unterhalten, nur mit einem Wörterbuch.

Seine Briefe habe ich von einer Bekannten übersetzen lassen. Ich wollte

nach Deutschland gehen und die Sprache und ihn richtig kennenlernen. Aber meine Mutter hatte gesagt, »ohne Ring am Finger darfst du nicht gehen.«

Also hat mein Mann schnell den Kalender geholt und einen Termin vereinbart.

Er war wirklich sehr spontan.

Dabei musste auch ein Dolmetscher anwesend sein, weil wir immer noch nicht die Sprache des anderen verstanden haben.

Am 11. Oktober haben wir geheiratet und am 12. Oktober bin ich nach Deutschland gezogen.

Da war ich 17.

Treffpunkt der Möglichkeiten

Wenn ich heute mit meiner Enkelin manchmal im Café sitze, kommen alte Kunden vorbei, die sagen: »Es ist so schade, dass es die Bäckerei nicht mehr gibt.«

Wir sind 1960 nach Ditzingen gekommen. In die Bauernstraße.

Wir wohnten im letzten Haus in der Straße. Danach kam nur noch eine Scheune mit Hühnern. Auf der anderen Straßenseite standen schon fünf große Häuser.

Damals waren das alles noch Feldwege hier. Da gab es noch nicht überall befestigte Straßen. Erst ab unserem Haus war die Straße geteert. Und hier hat mein Vater eine Bäckerei mit Lebensmittelverkauf eröffnet. Das war einer der ersten Selbstbedienungsläden, die es so gab. Wie ein kleiner Supermarkt. Tante-Emma-Laden nannte man das damals.

Die großen Supermarktketten gab es noch nicht.

Erstmal wusste man nicht, wie das laufen wird, aber im Nachhinein kann man sagen, es lief wie g'schmiert. Samstags standen die Leute Schlange durch den ganzen Laden bis raus. Da war einiges los. Es war so etwas wie der Treffpunkt der Bauernstraße.

Wenn die Leute morgens ins G'schäft oder auch so in die Stadt mussten und es hatte geregnet, dann war das recht schmutzig. Also haben sie die dreckigen Stiefel bei uns im Laden stehen lassen und sind dann mit den schicken Schuhen weiter in die Stadt.

Wir hatten auch das einzige Telefon bis zum Ende der Straße. Wenn jemand telefonieren wollte, konnte man 20 Pfennig bezahlen und telefonieren. Oder

wenn es einen Telefonanruf gab, dann musste immer einer von uns sieben Kindern losrennen und die Person holen, für die der Anruf war.

Die Leute hatten auch keine eigenen Backöfen. Das heißt, wenn jemand einen Kuchen backen wollte, dann sind die Leute zu uns gekommen und wir haben für sie gebacken.

So kannten wir natürlich die ganzen Leute.

Es ging hier alles sehr familiär zu. Unsere Mutter war eine sehr hilfsbereite, fürsorgliche, soziale Person. Sie war eigentlich immer für alle da und wenn irgendjemand in der Kundschaft ein Problem hatte, dann saß die Person bei uns in der Küche und hat meiner Mutter ihr Herz ausgeschüttet und sie wusste meist für jeden einen guten Rat.

Oder einmal kam ein Kind mit einem Zettel, auf dem stand: »1 Flasche Wein, 10 Schachteln Zigaretten, 1 Brot, Butter und ein bisschen Wurst, und bitte anschreiben. Wir denken nur an unsere Kinder.« Darauf hat meine Mutter mit einem Zettel geantwortet: »Das Brot, die Butter und die Wurst bekommen Sie umsonst, aber der Alkohol und die Zigaretten sind nichts für die Kinder.«

Wir waren der Anlaufpunkt für alles Mögliche. Das war aber irgendwie auch schön.

Es war nicht so anonym wie heute.

Also, wenn ich heute sagen müsste, warum das so gut lief: Die Ware war natürlich gut, aber vor allem haben wir eben auch immer einen offenen und herzlichen Umgang gepflegt.

Es gab auch nicht so viele andere Läden, aber zu uns kamen die Leute immer gerne.





Der Liegestuhl im Garten. Und ich auf dem Liegestuhl.

Wenn ich auf dem Bauernhof einkaufen gehe und dort Gemüse kaufe, da gibt es einen Teich mit Enten. Das ist mein kleines Paradies.

Ich habe vor 19 Jahren eine Theaterwerkstatt gegründet und seitdem haben wir circa 30 Stücke gemacht.

Wir haben letztes Jahr ein Theaterstück zum Thema »Paradies« entwickelt.

Was ist mein Paradies?

Muss ich irgendwohin fahren? Wie kann ich es finden?

Wir versuchen moderne Formen zu finden, um über Lebensinhalte nachzudenken.

Wie kann ich die Dinge sehen und meine Perspektive auch wechseln?

Vereinzelt bleiben natürlich auch Fragezeichen stehen.

Im Stück beginnen wir mit einer leeren Bühne und relativ zügig bauen wir unser Paradies darin auf, aber man merkt auch: Für das Paradies braucht man vielleicht gar nicht so viele Dinge.

Es sind oft die kleinen Dinge im Leben.

Ich habe die Leitung in der Gruppe und spiele auch mit.

Der Grund die Gruppe zu gründen war damals, dass es so etwas hier einfach noch nicht gab. Wenn es das gegeben hätte, hätte ich da mitgemacht, aber es gab einfach nichts.

Ich bin Theaterpädagogin. Und in diesem Rahmen habe ich auch eine Kirchenpädagogik-Ausbildung gemacht. Ich führe Besucher durch Kirchen und versuche das auch auf spielerische, vielseitige Weise zu tun.

Zunächst hatte ich nach der Schule eine Ausbildung als Fremdsprachenkorrespondentin absolviert und auch in dem Beruf gearbeitet. Und dann geheiratet. Und dann ein Kind bekommen. In der Mutter-Kind-Gruppe habe ich etwas gesucht, wo man mit einem Kleinkind hingehen kann. Die Bäckerin hat gesagt:

»Da geht man zum Matthäus.«

Das hat mir gefallen dort. Die Pfarrer waren aufgeschlossen und sympathisch. Kurzzeitig habe ich auch mal eine Pfarramtssekretärin vertreten. Da merkt man dann auch, dass es da doch ganz schön viel zu tun gibt, die ganze Zeit.

Meinetwegen muss man nicht jeden Sonntag in die Kirche gehen. Für mich ist es eher ein Anliegen, dass wir ein modernes Bild vermitteln.

Ich habe darin eine Möglichkeit gefunden, mich einzubringen und etwas zu bewegen. Manchmal funktioniert das besser und leichter und manchmal ist es schwieriger. Aber ich habe immer wieder neue Ideen und Möglichkeiten, mich einzubringen. Und neue Aufgaben. Und Herausforderungen.

Was sind meine Wünsche?
Wohin soll es gehen?
Mein Paradies?

Vom Tourist zum Prinz in zwei Jahren

Von der ersten Generation von Gastarbeitern habe ich in Italien immer gehört, wie großartig es hier ist. Mein erster Eindruck war: Die Wohnung meines Bruders war kalt, die Kneipen stanken nach Urin. Was für eine Enttäuschung. Zwei Jahre später bin ich zum ersten Mal wieder zurück nach Italien gefahren. Mit dem eigenen Auto. Einem Sportwagen.

Ich bin seit 55 Jahren in dieser Stadt. Ich bin als junger Mann, mit 20 Jahren, hier hergekommen. Erstmal hat es mir überhaupt gar nicht gefallen.

Ich wollte eine Woche hier Urlaub machen. Mein Bruder hat hier gewohnt und ich wollte ihn besuchen. Meine Schwägerin war eine Deutsche.

Von der ersten Generation von Gastarbeitern habe ich in Italien immer gehört, wie großartig es hier ist.

Und mein erster Eindruck war: Mein Bruder wohnt in einer Wohnung direkt unterm Dach. Einem Dach, welches nicht einmal eine Isolierung hatte.

Da war ich schon mal richtig enttäuscht. »Komm wir gehen ein Bier trinken, hier direkt am Bahnhof ist eine Kneipe.« Da waren ein paar Tische und Stühle, aber es hat gestunken, nach Urin, das war ekelhaft.

»Das ist doch keine Bar, das ist eine Latrine. Komm, geh du rein, aber ich trinke hier kein Bier und keine Cola. Ich warte draußen.« Naja, die zweite große Enttäuschung. So, und mit diesem Friseurladen, das war so.

Ich habe in Italien schon mit 10 im Friseurladen angefangen zu arbeiten.

Ein Kollege von meinem Bruder war auch Friseur. Und er fragte mich, ob ich ihm die Haare schneide. »Klar.«, hab ich gesagt. Ich habe ihm also die Haare geschnitten, und er: »Oh, du bist ja viel besser als ich. Du bleibst hier.« »Jaja, ich bleibe eine Woche, zum Urlaub.«

Mein Bruder kannte den Besitzer eines alten Friseursalons. Er sagte, ich sollte dort mal probieren, Haare zu schneiden. »Ja, klar, du kannst morgen hier Probearbeiten.«

Ich bin also hin. Obwohl ich zuerst nicht richtig wollte.

Es lief ganz gut. Und es hat Spaß gemacht. Mein Bruder hat gemeint, ich könnte dort anfangen, aber am Samstag fahren wir raus zu den Firmen, wo die ganzen Gastarbeiter sind. »Du schneidest den ganzen Italienern die Haare. Das sind 200 Stück, 2 Mark pro Schnitt.« Am ersten Tag habe ich ca. 40 Mark verdient. Ich habe meinen Bruder gefragt, wie der Kurs ist, wie viel Lira das sind. Er meinte ca. 80.000.

»Boah, das sind in Italien zwei Monatsgehälter von mir. An einem Tag. Wenn ich hier vier Wochen arbeite, kann ich mir ein Auto kaufen.«

Also habe ich von hier aus meine Arbeit in Italien gekündigt und bin hier geblieben. Nach drei Monaten Arbeit habe ich mir mein erstes Auto gekauft.

Am Wochenende habe ich allen Gastarbeitern aus der Region die Haare geschnitten.

Es hat Spaß gemacht. Alle kamen zu mir. So viele Leute kennengelernt, so viele Freundschaften geknüpft, so viele interessante Geschichten und Spaß.

Ständig Gesellschaft, gutes Publikum und jede Menge Freude. Ich habe mich gefühlt wie ein Prinz.

Da war ich doch froh, dass ich in Deutschland Urlaub gemacht hatte.

Nach zwei Jahren bin ich zum ersten Mal wieder nach Italien gefahren. Mit dem eigenen Auto. Ein Sportwagen. Ohne Führerschein.

Achja, ich hatte Glück.



Unsere Schule heißt »Christophine«

Ich habe eine Schule gegründet. Eigentlich wollte ich nie Schulleiter werden. Das ist aus einer Lust heraus entstanden. Ich wollte mich nicht länger mit den Problemen, die meine Kinder aus der Regelschule mitbringen, beschäftigen.

Ich habe eine Schule gegründet. Eigentlich wollte ich nie Schulleiter werden. Das ist aus einer Lust heraus entstanden. Ich wollte mich nicht länger mit den Problemen, die meine Kinder aus der Regelschule mitbringen, beschäftigen.

Ich hatte einfach Lust, das auszuprobieren, eine eigene Schule. Als unser viertes Kind geboren wurde, war die Zeit reif. Und ich war mutig genug.

Das ist jetzt 10 Jahre her. Der Anfang war schwer, da man in den ersten drei Jahren keine staatliche Unterstützung erhält. 2009 haben wir den Lehrbetrieb als öffentliche Grundschule aufgenommen. Mittlerweile finanzieren wir uns aus Elternbeiträgen und Zuschüssen vom Land, so wie jede Schule in freier Trägerschaft. Wir sind nur 20 bis 24 Kinder, die kompetenz-, alters- und jahrgangsgemischt lernen.

Die Kinder bestimmen ihre Lerninhalte selbst. Wir haben keine Klassen, die Gruppen bilden die Kinder selbstständig, das funktioniert je nach sozialer Lust und Laune, Freundschaften spielen eine große Rolle. Wir thematisieren das Lernen selbst und dies findet Resonanz in den persönlichen Konzepten von Bedeutsamkeit und Selbstwirksamkeit. Selbstwirksamkeit bedeutet in unserem Zusammenhang: »Guck mal was du selbst erreichen kannst, jetzt, in diesem Augenblick.« Die Lerninhalte ergeben sich aus dem, was die Kinder heute interessiert und was sie sich zutrauen. Wir sitzen bis zu fünf Mal am Tag mit allen Kindern zusammen und besprechen, wie es weitergeht. Im »Zeigekreis« zeigen und besprechen wir das bisher Erarbeitete.

Auf der einen Seite positive Bestätigung des bisher Geleisteten, auf der anderen Seite die Zumutung, dass nicht jede Idee sofort umgesetzt werden kann.

Wir sitzen am Rande der Altstadt von Marbach und die Kinder nutzen im besten Fall die ganze Stadt als Lernfläche. Das Gebäude ist über 100 Jahre alt. Gebaut von einem Schreiner. Die »Schaffigkeit« des Handwerkers soll uns heute noch inspirieren. Neben dem händischen Lernen, dem Begreifen im Wortsinn, spielten auch darstellende Kunst und Literatur eine große Rolle in unserer Arbeit.

An künstlerischen Prozessen interessiert mich die Kreativität und der Schöpfungsprozess. Es geht darum, Fragen zu finden, nicht nur Antworten. »Welche Fragen stellst Du heute, welche Fragen stellst Du jetzt in diesem Moment?« Kinder sind per se spielende, kreative Wesen. Sie wissen sehr wohl, was Kunst ist.

»Christophine« war die Schwester von Friedrich Schiller. Mit dem Namen hat die Schule Wurzeln bekommen. Christophine war vier Jahre älter als Schiller und sie hat ihren Bruder oft beaufsichtigt und ihm geholfen. Sie selbst durfte nie eine Schule besuchen, aber sie war Autodidaktin. Sie hat sich alles draufgeschafft, was nötig war, um mit vielen Geistesgrößen des 18. und 19. Jahrhunderts zu korrespondieren. Christophine passt perfekt zu unserer Art und Weise, wie wir das Leben sehen. Selbst anpacken, sein Lernen eigenständig verantworten, darum geht es. Und der Name ist wohlklingend, das tut uns allen gut.

Das Erschrecken, das der Liebe innewohnt

Wenn man richtig leidet an seiner Liebe.

Wenn man sich selbst nichts Gutes tut. Wenn es schlecht für mich ist, aber ich nicht davon loskommen kann. Da können einem die Zeilen von Mörike vielleicht helfen.

Ich bin Performance-Poet und arbeite auf Konzert-, Literatur- und Kleinkunsth Bühnen. Diese Arbeit beinhaltet das Ausdenken von eigenen Texten und das Auftreten damit. Als Schüler hatte ich eine frühe Neigung zu Gedichten und Versen, speziell denen von Hölderlin, Schiller und Mörike. Das waren meine großen Vorbilder. Als junger Mensch war ich sehr rückwärtsgewandt und schwärmerisch, fast schon pubertär vergangenheitssüchtig.

Ich bin in Kirchheim unter Teck aufgewachsen. Als Kind war ich oft wandern im Albtrauf um die Teck herum. Diese Landschaft verknüpft mit den Gedichten von Mörike, das hat mich fasziniert. Dazu der Mythos vom unglücklichen Dichter, der in derselben Landschaft umhergelaufen ist. Das war eine Figur, die mich berührt hat. Auch ich war immer an einem sagenhaft mythischen Dichten interessiert. Fast schon verzweifelt als Jugendlicher. Mörike war so etwas wie eine Gründungsfigur meiner geistigen Entwicklung.

Mörike hat sich als Student in das Schankmädchen Maria Meyer verliebt. Aber er musste seiner Familie zuliebe, die mit Ach und Krach zur gehobenen Schicht in Ludwigsburg gehörte, die Beziehung kappen. Sie hatten eine Liebschaft in den Osterferien 1823, er löste die Beziehung auf und dann ist ihm Maria Meyer nach Tübingen nachgereist. Sie wollte ihn noch mal sprechen, aber er hat sich ihr verweigert. Er hatte den Familienschwur geleistet, dass er sich nicht mehr auf sie zubewegen wird. Stattdessen entsteht in diesen Tagen das erste der Peregrina-Gedichte, in dem es um die Verstoßung dieses Mädchens geht.

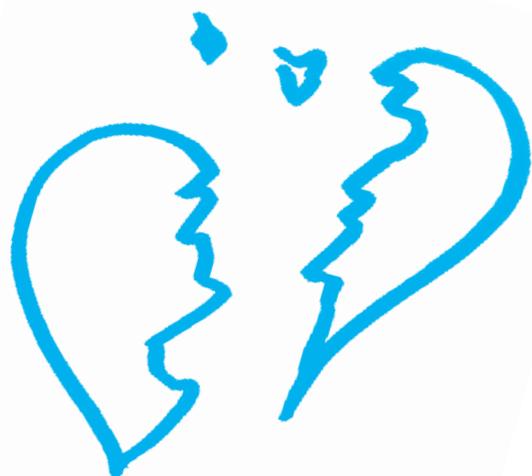
»Und mit weinendem Blick, doch grausam,
Hieß ich das schlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.«

Sie kehrt sich von ihm ab und gerät, in seiner literarischen Verarbeitung, in den Wahnsinn. Sie wird für ihn zu einem Sinnbild einer unmöglichen Liebe. Das ist das Trauma seiner Jugend. Ich frage mich: »Was ist das für eine Welt, in der sich dieser Mensch bewegen musste? Was war das für eine Gesellschaft, die solch eine Beziehung nicht akzeptieren konnte?« Mörike hat ein Leben lang an diesen Gedichten gefeilt. Die waren nie fertig.

Ich denke, dass einem die Gedichte auch heute etwas sagen, wenn man jung ist und sich unglücklich verliebt hat.

Ich habe Mörike in meiner Jugend sehr geliebt und verehrt. Mörike ist auch jetzt immer noch besonders für mich, weil er

moderner ist, als man denkt. Er hat seine Zeitgenossen verstört. Er hat innerhalb der Konventionen, die er nicht verlassen konnte, abgründig gedichtet. Mörike hatte die Gabe, den bürgerlichen Boden auf ganz subtile Weise aufzureißen und in den Keller hinunterzusteigen. Er beschreibt so schön das Erschrecken, das der Liebe immer innewohnt.



Erzählen Sie uns Ihre Geschichte

Liebe Besucherinnen
und Besucher,

vielen Dank für Ihren Besuch in unserem Pop-Up-Friseursaloon. Wie ging es Ihnen, als Sie die Geschichten unter der Haube gehört haben? Haben Sie an Ihre eigenen Erfahrungen erinnert? Vielleicht haben Sie selbst eine Geschichte, die Sie gerne erzählen würden.

Während der Arbeit an den »Geschichten unter der Haube« haben wir viele Menschen getroffen, die zunächst nicht so recht wussten, was sie erzählen könnten. Aber während der Gespräche kamen die Erinnerungen und Erlebnisse an die Oberfläche. Wir sind davon überzeugt, dass jeder von uns eine spannende Geschichte zu erzählen hat. Und wir sind neugierig auf Ihre!

Vielleicht helfen Ihnen die folgenden Fragen, auf eine Geschichte zu kommen:

- 1 **Wie hat sich der Ort, an dem Sie wohnen, verändert, seit Sie dort wohnen?**
- 2 **Würden Sie den Ort, an dem Sie wohnen, als Ihre Heimat bezeichnen und warum?**
- 3 **Was tun Sie leidenschaftlich gerne?**
- 4 **Was ist die Geschichte hinter der Liebe Ihres Lebens?**
- 5 **Was finden Sie wichtig und warum?**

Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns Ihre Geschichte erzählen.

So erreichen uns die Geschichten:

**WhatsApp (Sprachnachricht) an:
0711 . 221216**



**E-Mail an:
kontakt@kulturregion-stuttgart.de**



**Schreiben Sie Ihre Geschichte hier
rückseitig auf und werfen Sie sie in
den Briefkasten am Pop-up-Salon!**



Wenn Sie möchten, wird Ihre Geschichte auf der Website der KulturRegion Stuttgart veröffentlicht. Unterschreiben Sie hierzu bitte die Datenschutzvereinbarung auf der Rückseite.

Unter allen eingesendeten Geschichten verlosen wir 3 Friseurtermine im Salon von Herrn Klinger, unserem Interview-Gast von Seite 4.

Wir sind gespannt!
Die KulturRegion Stuttgart,
Simon, Christian und Jonas



Wir bedanken uns ganz herzlich bei den Geschichtenerzählerinnen und Geschichtenerzählern im Rahmen des Projekts »Geschichten unter der Haube«. Zudem geht unser Dank an die teilnehmenden Kommunen sowie die Kooperationspartner und Förderer des Projekts.



Herausgeber

KulturRegion Stuttgart
Interkommunale Kulturförderung Region Stuttgart e.V.
Am Hauptbahnhof 9
70173 Stuttgart
Fon 0711.221216

kontakt@kulturregion-stuttgart.de
www.kulturregion-stuttgart.de

1. Vorsitzender: Werner Spec
Geschäftsführerin: Bettina Pau

Redaktion: Bettina Pau (V.i.S.d.P.), Daniela Hamisch,
Jonas Bolle, Simon Kubat, Christian Müller
Lektorat: Fabian Ober, Agnes Psykala

Konzept & Gestaltung: Superultraplus Designstudio

Redaktionsschluss: 20.5.2019

© KulturRegion Stuttgart, Stuttgart 2019

Alle Rechte vorbehalten. Alle Angaben wurden mit größter Sorgfalt erarbeitet und zusammengestellt. Für die Richtigkeit und Vollständigkeit des Inhalts sowie für zwischenzeitliche Änderungen übernimmt die KulturRegion Stuttgart keine Gewähr.

Foto- und Bildnachweis

Die Bildnachweise wurden nach bestem Wissen angeführt. Sollte ein Rechteinhaber nicht genannt sein, bitten wir um Rückmeldung.

Bildnachweis:

Titel Frank Bayh & Steff Rosenberger-Ochs S.3 Frank Kleinbach
S.4 Nick Demou | pexels.com S.5 pixabay.com S.6 Holger Jungkunz
S.11 VanveenJF | unsplash.com S.17 Annie Spratt | unsplash.com
S.18 Steve Johnson | pexels.com S.21 Drew Coffman | unsplash.com
S.25 brotiN biswaS | pexels.com S.30 Andrew Wong | unsplash.com
S.33 Jen | pexels.com S.36 Florian Giorgio | unsplash.com
S.38 Markus Spiske | pixabay.com



KulturRegion
Stuttgart

Jetzt auch online in den Geschichten
stöbern und den Pop-up-Salon auf
seiner Reise durch die Region verfolgen:

KULTURREGION-STUTTGART.DE

FACEBOOK.COM/KULTURREGIONSTUTTGART

INSTAGRAM.COM/KULTURREGION_STUTTGART

[#UNTERDERHAUBE](https://UNTERDERHAUBE)

